

Eva Schäfer, Bärbel Klässner,
Helga Adler, Astrid Landero (Hrsg.)

Frauenaufbruch '89

Was wir wollten – Was wir wurden

Manuskripte

Rosa-Luxemburg-Stiftung
Manuskripte 92

Rosa-Luxemburg-Stiftung

EVA SCHÄFER, BÄRBEL KLÄSSNER, HELGA ADLER,
ASTRID LANDERO (HRSG.)

Frauenaufbruch '89

Was wir wollten – Was wir wurden

Karl Dietz Verlag Berlin

Rosa-Luxemburg-Stiftung, Reihe: Manuskripte, 92

ISBN 978-3-320-02269-3

Karl Dietz Verlag Berlin GmbH 2011

Satz: Elke Jakubowski

Druck und Verarbeitung: MediaService GmbH Druck und Kommunikation

Printed in Germany

Inhalt

<i>Eva Schäfer</i> Vorwort	7
<i>Bärbel Klässner</i> Was gestern morgen war, ist heute	11
<i>Irene Dölling</i> Frauenpolitischer Aufbruch 1989 – Ambivalenzen unseres Erbes eines »frauenpolitischen Experiments«	17
<i>Ina Merkel</i> Was war Utopie – und was bleibt?	30
Dokument 1989 Ina Merkel: Ohne Frauen ist kein Staat zu machen. Einige Frauen-Fragen an ein alternatives Gesellschaftskonzept oder: Manifest für eine autonome Frauenbewegung	38
Gespräch mit Walfriede Schmitt Man weiß ja nie	47
Gesprächsrunde Wir wollten alles – Emanzipationsansprüche ostdeutscher Mütter und Töchter	50
<i>Hildegard Maria Nickel</i> Junge Frauen heute – die »Frauenfrage« in Ost und West	66
Dokument 2009 Lila Offensive: Aus den friedlichen Küchen der Revolution Wider die feierliche Verklärung von »Wende« und Mauerfall	76

<i>Christina Thürmer-Rohr</i> Das Verhältnis zu den Anderen – Denkbewegungen und Denkwenden vor und nach 1989	79
Bärbel Klässner Lebensgefühle – Lyrik aus zwei Jahrzehnten	94
Die Autorinnen	101

Vorwort

Als am 3. Dezember 1989 auf einen spontanen Aufruf hin 1 200 Frauen aus allen Regionen der DDR im großen Theatersaal der Berliner Volksbühne zusammentrafen, war dies einer jener Momente, in denen selbst das Patriarchat, das den Realsozialismus überdauert hatte, aufzubrechen schien. Das Treffen in der Volksbühne und die Gründung eines Unabhängigen Frauenverbandes (UFV) als politische Interessenvertretung spiegelte eine Grundstimmung, die sich lange vorbereitet hatte. Ein über Jahre angestautes Unbehagen von Frauen mit der eigenen und der Situation dieses Landes, die Entmündigung durch Vater Staat, die verordnete Sprachlosigkeit und Vereinzelung – all dies entlud sich in dem vollbesetzten Saal in einer Befreiung der Sprache, dem verbindenden Gefühl, Gleiches erlebt zu haben – und letztlich in der Entschlossenheit, sich jetzt und sofort mit politischen Konzepten in die gesellschaftliche Erneuerung einzuschalten.

Vor diesem Hintergrund trat in der DDR eine erstmals öffentlich agierende, autonome Frauenbewegung hervor, deren Wurzeln bis in die frühen 1980er Jahre zurückreichen. Vertreterinnen von über 60 Frauengruppen und Einzelfrauen, Frauen aus nichtstaatlichen Frauen- und Lesbengruppen, Frauen aus kirchlichen Netzwerken, kritische Wissenschaftlerinnen, Reformerrinnen aus der SED – kurz: Frauen aus den unterschiedlichsten Kreisen und Glaubensrichtungen traten aus ihren bislang verborgenen und voneinander getrennten Gruppen und Zirkeln heraus und diskutierten erstmals gemeinsam über den Zustand und die Zukunft ihres Landes.

Die Tagung »Frauenaufbruch '89. Was wir wollten – Was wir wurden«, veranstaltet durch die Rosa Luxemburg Stiftung, das Frauenzentrum Paula Panke und den rls-Bildungsverein Helle Panke am 6. Dezember 2009 ließ dieses historische Erlebnis des Frauenaufbruchs '89 für die 150 Teilnehmerinnen *deja-vu-artig* wieder aufleuchten. Etwa in den Reflexionen der Schauspielerin *Walfriede Schmitt*, die 1989 ihrem Intendanten den großen Theatersaal der Volksbühne für das Frauenspektakel abrang, dort vor den 1 200 Frauen das von Ina Merkel verfasste Manifest für eine autonome Frauenbewegung verlas – und unvermittelt als Vertreterinnen der Frauen am Zentralen Runden Tisch landete. Was bedeutete der Aufbruch von DDR-Frauen damals und wo stehen wir heute?

Das historisch Besondere der DDR-Frauenbewegung jener Zeit, so *Irene Dölling* in ihrem Einführungsbeitrag, war ein im Vergleich zu anderen Ostblockländern einmaliger sozialer Zusammenschluss von Frauen, die mit großem intellektuellen Potenzial und enormer politischer Wirksamkeit Einfluss nahmen auf die demokratische und geschlechtergerechte Erneuerung in jenen Umbruchzeiten.

Irene Dölling spricht von einem ambivalenten Erbe. So gerät der bis heute nachwirkende Emanzipationsvorsprung ostdeutscher Frauen, ihre selbstverständliche Erwerbsarbeitsorientierung als ›weibliches Humankapital‹ unter den Zugriff marktliberaler Effizienzlogik. Grenzziehungen zwischen sozial herabgewürdigten Hartz-IV-Empfänger_innen und so genannten Leistungsträger_innen definieren das soziale Oben-Unten-Schema neu. Vor diesem Hintergrund sei es ratsam, so argumentiert Dölling, sich des uneingelösten Erbes der ostdeutschen Frauenbewegung zu vergegenwärtigen, einer Bewegung, die stets eine gesamtgesellschaftliche Perspektive im Sinn hatte und wenig übrig für partikulare Frauenpolitik. Von der ostdeutschen Frauenbewegung sei zu lernen, die soziale und die Geschlechterfrage wieder stärker zu verknüpfen.

Hier knüpft auch *Ina Merkel* an, wenn sie feststellt, dass die Frauen des damaligen Aufbruchs nicht die typischen Frauenfragen zu ihrem Thema gemacht haben, sondern die ›großen‹ gesellschaftlichen Probleme zu Frauenfragen erklärten. Die Verfasserin des programmatischen Textes »Ohne Frauen ist kein Staat zu machen. Einige Frauen-Fragen an ein alternatives Gesellschaftskonzept oder: Manifest für eine autonome Frauenbewegung«, entstanden in jenen Tagen des Herbstes '89, reflektiert in ihrem Beitrag »Was war Utopie und was bleibt?« das enorme emanzipatorische Potenzial, das von der in sich äußerst heterogenen Bewegung von Frauen ausging, und das durch den Unabhängigen Frauenverband in seiner Organisationsstruktur als Dachverband gebündelt werden konnte. Darin bestand seine historische Funktion. Aus dem Beitrag von Ina Merkel spricht insbesondere die Atmosphäre und Dynamik der damaligen Wochen, etwa, wenn sie ihr Gefühl als Sprecherin des UFV am Zentralen Runden Tisch beschreibt: »absolut frei von jedem Bewegungs- oder Parteienzwang« und von jeglicher Gruppenideologie.

Die Tagung »Frauenaufbruch '89« fiel zeitlich zusammen mit den zahlreichen Gedenkfeiern zum Mauerfall am 9. November 2009. Folglich ging es uns auch um eine besondere Art des Erinnerns. Wir wollten erinnern an das, was in den Mainstream-Feier-Reden unterging: Die Tatsache, dass es damals aus einer geschlechterkritischen Perspektive darum ging, den Zustand dieses Landes zu verändern.

Eine andere Art des Erinnerns spricht auch aus dem Ende 2009 veröffentlichten Text »Aus den friedlichen Küchen der Revolution. Wider die feierliche Verklärung von »Wende« und Mauerfall« der Berliner Frauengruppe »Lila Offensive«, den wir als Dokument zum Thema ebenfalls in diesen Band aufgenommen haben. Die »Lila Offensive« setzt sich kritisch mit einer Reduktion des Erinnerns auf inszenierte Gedenkfeiern auseinander. Sie plädiert für ein Erinnern, »in dem die Licht- und Schattenseiten, die Vielschichtigkeit und Widersprüchlichkeit des Umbruchs von 1989 und des Vereinigungsprozesses in den Jahren danach« sichtbar wird.

In einer besonderen Weise gelingt es *Bärbel Klässner*, Schriftstellerin, Autorin und Aktivistin der Lesbenbewegung in der DDR, in ihrem Essay »Was gestern morgen war, ist heute« und ihren Gedichten den Zeitenwechsel 1989 literarisch zu

fassen: Ein Zeitfenster feministischen Aufbruchs »zwischen der Illegalität in der DDR und der damit verbundenen Unsichtbarkeit im ›offiziellen‹ gesellschaftlichen Leben [...], der Vereinnahmung im Parteienbündnis und der Ankunft in einer westlich pluralistischen Beliebigkeitskultur«. Welche Lebenswege, welche Lebensgefühle gingen durch diese Zeiten? Mit Bärbel Klässner gelingt ein Blick auf uns selbst – in der für jede Einzelne eigenen und kostbaren Zeit.

Aus einer sich gegenseitig spiegelnden Perspektive schildern ostdeutsche Mütter und Töchter in der Gesprächsrunde »Wir wollten alles« ihre persönlichen Emanzipationsansprüche – damals wie heute. Hier schließt die Analyse von *Hildegard Maria Nickel* an, die aufzeigt, wie junge Frauen aus Ostdeutschland heute in ihren Lebensentwürfen in einer Gratwanderung zwischen ostdeutschem »Gleichstellungsvorsprung« und geschlechtsspezifischen Wertvorstellungen in der alten Bundesrepublik agieren. Die scheinbar alternativlose Fort-Bewegung junger ostdeutscher Frauen als der mobilsten Bevölkerungsgruppe aus ihrem heimatlichen Umfeld an jene Orte, die noch Ausbildungs- und Arbeitsplätze bieten, ist dabei nicht nur als Zeichen positiv konnotierter emanzipativer Selbstverwirklichung dieser Frauen zu bewerten. Vielmehr sollte hier zu denken geben, so Hildegard Maria Nickel, dass eine als freie Wahl stilisierte Lebensentscheidung die Zwänge wirtschaftsliberaler Marktlogiken verdeckt.

Im abschließenden Beitrag des Buches geht es mit *Christina Thürmer-Rohr* um Veränderungen im feministischen politischen Denken der letzten Jahrzehnte – vor der bzw. durch die Wende 1989. Ihr Rückblick auf die Denk- und Erfahrungswege westdeutscher Feministinnen schließt das »Konzept der Mittäterschaft« ebenso ein, wie die kritische Auflistung der Selbstbeschränkungen feministischen Denkens und Handelns bis in die 1980er Jahre hinein. Die '89er Wende stellt in diesem gleichwohl produktiven Ringen eine Zäsur dar. Denn die bis hierher geführten Debatten um feministische Gesellschaftsveränderung, die vielschichtigen Denk- und Handlungswege westdeutscher feministischer Bewegungen, so die streitbare These von Christina Thürmer-Rohr, wurden mit der Wende obsolet, sie schienen faktisch aufgehoben. Die Irritation ost-west-feministischer Begegnungen in der Nachwendezeit mit den von beiden Seiten unerwarteten neuen Missverständnissen und gegenseitigen Fehlinterpretationen kritisch zu reflektieren, gehörte zu den vielen spannenden Momenten der Tagung.

Was bedeutet Re-Politisierung des Feminismus? Diese in die Zukunft gerichtete Frage durchzieht fast alle Beiträge dieses Tagungsbandes. Dabei spannt sich der Bogen von dem Anspruch einer »gesamtgesellschaftlichen Herangehensweise der Frauenbewegung« (Merkel, Manifest für eine autonome Frauenbewegung 1989) der »Re-Politisierung des Feminismus im Sinne einer sozialen Rückbesinnung« (Nickel), und der »Vitalisierung des Politischen, um eine Rückbesinnung auf die Kraft des Zusammenhandels« (Thürmer-Rohr) bis hin zur Forderung, die »kapitalismuskritische Dimension feministisch-politischen Denkens wieder ins Spiel zu bringen« (Dölling).

Der Frauenaufbruch '89 mag vergangen sein, aber, so Christina Thürmer-Rohr resümierend: Alle politischen Bewegungen haben »den Wert eines Beispiels«: Sie können den Mythos widerlegen, dass man nichts gegen eine herrschende Politik machen könne, sie können »beweisen, dass etwas Neues existieren kann«¹.

Dokument

TAGUNG UND FEST DER FRAUEN

Frauenaufbruch '89. Was wir wollten – Was wir wurden

Sonntag, 6.12.2009, Volksbühne Berlin, Roter Salon

Eröffnung durch Astrid Landero

Es ist ein Sonntagvormittag, der 3. Dezember 1989. Abends wird es wieder nach dem Spielplan gehen. Aber jetzt hängt in der Volksbühne am Rosa-Luxemburg-Platz Wäsche auf der Leine. Im Foyer spielen 200 Kinder. Bühnenbildnerinnen haben einen großen Hänger gemalt: »Hexen, Hexen auf dem Besen, sonst ist unser Land gewesen« Laute, lustige, ungenierte Stimmung unter den 1200 Besucherinnen, der Saal ist brechend voll. Haustechniker bauen noch schnell für die Frauen in den Umgängen, die drinnen keinen Platz gefunden haben, Lautsprecher auf. An diesem Tag wird der Unabhängige Frauenverband gegründet. Die Beitrittserklärung füllen auch anwesende Männer aus. Ein Wendekind kommt zur Welt. Zwanzig Jahre sind inzwischen vergangen, aus den Kindern von damals sind Erwachsene geworden. Älter sind wir alle, wenigstens ein bisschen geworden. Aus manch einer von uns ist inzwischen eine Großmutter geworden. Aber wir erkennen uns alle noch wieder. Und es ist ja auch ein bisschen wie auf einem großen Klassentreffen heute. Wir haben gemeinsam diesen Tag, den 6. Dezember 2009, vorbereitet als ein Wiedersehen der Aktivistinnen einer sehr aufregenden Zeit. Als Wiederbegegnung mit dem, was wir damals wollten. Und als Wiedereinstieg in ein Nachdenken darüber, was wir wollen und wer wir heute sind. Ich wünsche uns und euch einen sehr aufregenden und sehr anregenden Tag, hier in der Volksbühne am Rosa Luxemburg Platz, an historischer Stätte.

1 Sarah Haffner: Die Kunst als Weg zu sich selbst. In: Ute Kätzel: Die 68erinnen, Berlin 2002, S. 269

Was gestern morgen war, ist heute – Frauen in der Zeit

Zeit. Ein jegliches hat seine Zeit. Die DDR hatte ihre Zeit. *Steine sammeln, Steine zerstreuen*. Die Tage des friedlichen Umbruchs hatten ihre, wir hatten unsere Zeit. Wir hatten damals, und das sagen wir nun mit Wehmut, noch Zeit füreinander. Wir – Frauen und Männer – haben kaum noch Zeit. Heute aber, an diesem 6. Dezember 2009, nehmen wir sie uns, um gemeinsam dem Thema nachzugehen: Was wir wollten – was wir wurden. Und ich sitze hier als Akteurin der Wendezeit, neben mir könnten viele, viele sitzen, denn gerade das machte diese Zeit ja so besonders, dass beinahe ein ganzes Volk sich bewegte und sich von passiven Duldern zu aktiven Gestalterinnen emanzipierte. Mitten darin wir DDR-Frauen einer autonomen feministischen Bewegung, deren Existenz und Bedeutung nur für kurze Zeit sichtbar und präsent war. Zwischen der Illegalität in der DDR und der damit verbundenen Unsichtbarkeit im »offiziellen« gesellschaftlichen Leben – eine übliche Taktik des Totschweigens in einer Diktatur –, der Vereinnahmung im Parteienbündnis und der Ankunft in einer westlich pluralistischen Beliebigkeitskultur, gab es eine kurze Zeit des Aufbruchs, als selbst die seit Jahrtausenden bestehende patriarchale Grundstruktur der alten Ordnungen erschütterbar schien. Was für ein unglaubliches historisches Erlebnis!

Viele Lebenswege führten zu den Ereignissen im Herbst neunundachtzig, schienen sich dort einen Moment lang zu bündeln, bevor sie sich nun viel weiter als je geahnt verzweigt und vereinzelt haben. Mein Weg begann 1960. Meine Vorfahren mütterlicherseits stammten aus den Sudeten. Vor Kriegsbeginn siedelte die Familie zu Verwandten nach Magdeburg über. Mein Großvater Gustav, ein Stahlarbeiter, der die Jahre der Wirtschaftskrise und seiner Arbeitslosigkeit mit Auftritten als Komiker überstanden hatte, erhoffte sich wieder einen *sicheren* Arbeitsplatz und eine Zukunft. Die in Usti nad Labem begonnene Ausbildung der einzigen Tochter Gerda blieb dabei auf der Strecke. Ein Studium zu finanzieren war für die Arbeiterfamilie sowieso undenkbar, aber wenigstens zu einem Büro-Job hatte es reichen sollen. Der Mutter meiner Mutter, Ludmilla, die den Familienerzählungen nach ebenfalls schon Freude am Lernen gefunden und sich Bildung und Studium gewünscht hatte, war es der sozialen Herkunft und des Geschlechts wegen ganz verwehrt geblieben. Sie arbeitete lebenslang als Hilfs- und Saisonkraft auf Bauernhöfen und später in Magdeburg in den Fabriken der Rüstungsindustrie.

1967 kam ich also in Magdeburg zur Schule und damit in ein Bildungssystem, das sowohl Kindern aus Arbeiterfamilien als auch Mädchen und Jungen gleiche Chancen versprach. Und weitgehend auch hielt. In meiner Erinnerung empfand ich es als selbstverständlich und unspektakulär, dass Jungen sich ebenso wie Mäd-

chen mit der Stickerei auf Aida-Stoff abmühten, Taschentücher umhäkkelten, Schlüsselbrett und Vogelhäuschen zimmerten, später beim Unterrichtstag in der sozialistischen Produktion gleichberechtigt Lampen montierten oder Flansche feilten. Es kam mir nicht in den Sinn, dass ich aufgrund meines Geschlechts für bestimmte Fächer mehr oder weniger geeignet sein sollte und es war auch nichts Besonderes für mich, als Mädchen an der Mathematik-Olympiade teilzunehmen. Ich würde einen Beruf ergreifen mit derselben Selbstverständlichkeit wie meine männlichen Mitschüler, daran gab es in den siebziger Jahren in der DDR keinen Zweifel.

Die Zweifel am Bildungs- und am ganzen Staatssystem, die langsam bei mir entstanden, waren anderer Art. Es begann, als ich – privilegiertes Arbeiterkind – die Erweiterte Oberschule besuchen *durfte*. Dass sich der Staat wie eine autoritäre Elternpersönlichkeit gebärdete, der man nach dem Mund reden und beständig dankbar sein sollte, widerstrebte meinem jugendlichen Emanzipationsbedürfnis. Eine scheinbar unfehlbare abgeschottete *Führung* bestimmte und setzte es mithilfe vieler Direktiven und seiner treuen Funktionäre bis in die letzte Dorfschule durch: Was als gut und richtig galt, was man zum Weltgeschehen denken musste und wie eine sozialistische Persönlichkeit zu leben hatte. Kritische Kinder waren undankbare Kinder und mussten *überzeugt* werden, bis sie die *Linie* wieder fanden. Nach Art der Willkür konnte man bestraft, verwahrt oder begnadigt werden für so unterschiedliche »Vergehen« wie das Mitführen einer Tschibotüte oder eine kritische Äußerung zum militärischen Überfall der Sowjetunion auf Afghanistan.

Je älter ich wurde, umso deutlicher empfand ich ein bedrückendes unfreies Lebensgefühl. Vater Staat war ein patriarchaler Herrscher, ein neurotischer Tyrann, der Konflikte verdrängte, keinerlei Kritik ertrug, sich stattdessen bei jeder Gelegenheit mit schablonenhaften Lügen feiern ließ und in krankhaftem Misstrauen und Kontrollwahn seine Untertanen bespitzelte, die von selbst nicht merkten, dass sie im besseren Deutschland, in dem die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen abgeschafft worden war, ein paradiesisches Dasein führen durften. Das machte eine stickige, graue, verlogene Atmosphäre, an der ich als junge Frau ungeheuer litt. Lange Zeit beschäftigte mich die Frage: Wie leben unter diesen Bedingungen? In Würde? Wie mich, meine Kinder, meine Ideen, meine Kritikfähigkeit und Kreativität bewahren? Mich nicht verbiegen und dennoch nicht untergehen. Das Ringen um Antwort auf diese Fragen brachte mich an die Grenzen meines Seins, nicht aber an die deutsch-deutsche Grenze. Instinktiv ahnte ich, dass ich als Frau und als alleinerziehende Mutter im anderen, fremden Deutschland nicht unbedingt besser aufgehoben sein würde. Und ich wollte das, was mir von Kindheit vertraut war, nicht aufgeben, sondern ändern, bessern, wollte erst alles versucht haben in meinem damals noch jungen Leben. Vor mir lag noch so viel Zeit.

Zeit. Ihr beständiges Fortschreiten. Das zähe Fließen, wenn sich nichts, nichts zu bewegen scheint, das Tröstliche am Gleichmaß, das Verstörende, das Schreckliche, wenn die junge, wertvolle Zeit verloren zu gehen droht.

»Wann zeigt sich meine eig'ne Zeit?« sang Barbara Thalheim in dem Lied »Morgen und Abend, weiblich besehen«. Sie gehörte zu den Künstlerinnen, die meinen Weg seit Mitte der siebziger Jahre mit ihren Songs von Album zu Album begleiteten. Viele Zeilen korrespondieren wie Schlüsselsätze mit meiner Biografie. »Was fang ich an als eine von so vielen im Paradies von Zuversicht und Disziplin?« Dann: »Ich bin zum Sehen geboren und nicht, dass mir einer sagt, was er sieht.« Und schließlich: »Endlich eine mit Wut, endlich eine, nicht immer gut! Endlich eine, die bebt, endlich eine, die aus dem Bauch lebt!«

Das ist etwas, das ich heute manchmal schmerzlich vermisse: Die lebensnahe und lebenswichtige Bedeutung von Kunst, wie viele von uns sie in der DDR erlebten. Manche Romanfigur, manche Bücher, Lieder, Filme, besonders von und über Frauen in meinem Land berührten mich so tief, dass ich das Gefühl einer Begegnung hatte, nach der ich nicht einfach genauso weiterleben konnte. 1973, in einer sogenannten politischen Tauwetterperiode bekamen wir Paula geschenkt. Paula, brillant von Angelica Domröse verkörpert, mit ihrer überbordenden Sinnlichkeit, ihrem Lebenshunger und dem starken, sich selbst bewussten Frauen- und Mutter-Ich, die den seelisch abgestorbenen angepassten Funktionär Paul so gründlich aus der Fassung bringt. Als Parabel gelesen ist es ein positiv weibliches zutiefst menschliches lebensbejahendes Prinzip, das das Festgefahrene, Bürokratische und Militärische, das im Funktionärs-Paul den Staatsapparat der DDR spiegelt, in Frage stellt, lächerlich macht und zu verwandeln imstande ist. Und dann doch scheitert.

Oder »Franziska Linkerhand«. Ich verschlang das Buch sechzehnjährig in drei Nächten und trug es fortan immer wieder bei mir, um es jederzeit aufschlagen zu können und einen dieser wunderbaren, facettenreichen, sinnlichen Sätze zu genießen, aus dessen Bilderreichtum das Leben selbst herauszuschmecken ist. Auch von der Franziska, die ja viel von ihrer Schöpferin Brigitte Reimann in sich trägt, lernte ich etwas über den besonderen Blick, den Frauen auf gesellschaftliche Verhältnisse haben können, wenn sie zu ihrer ureigenen Stärke finden: Eine Kritik, die ehrlicher, konsequenter, radikaler ausfällt. Aus dieser unserer Position heraus mit der uralten Unterdrückungsgeschichte im Blut und dem existenziellen Bedürfnis nach einer gerechten friedlichen liebevollen Welt, mit diesem seit x Generationen ungenutzten Potential, das endlich zur Welt kommen und mitgestalten will. Und war uns das nicht versprochen in der DDR? Die »Frauenfrage«, ein sogenannter »Nebenwiderspruch« war ja angeblich gelöst. Und ausgerechnet in dieser Zeit, in der tatsächlich über 90 Prozent der DDR-Frauen erwerbstätig waren, es ein flächendeckendes Netz von Kindereinrichtungen gab, also eine nie zuvor da gewesene wirtschaftliche Unabhängigkeit von Frauen real existierte, meldete sich eine Generation mit ihrem Unbehagen an der staatlich gefeierten Gleichberechtigung zu Wort. Wieder war es die Literatur, die wenigstens partiell eine öffentliche Diskussion anstoßen konnte über diese ungelösten *Frauenfragen*, die sich in dem Aufsehen erregenden Protokollbuch von Maxie Wander »Guten Morgen, du

Schöne« stellten und die u. a. in dem interessanten Gemeinschaftswerk »Geschlechtertausch – drei Geschichten über die Umwandlung der Verhältnisse« von Christa Wolf, Sarah Kirsch und Irmtraud Morgner aufgegriffen wurden. Diese und andere DDR-Schriftstellerinnen haben mich tief beeindruckt und trugen ganz wesentlich zu meinem »frauenbewegten« Weg bei. So bin ich, anders als ich es von vielen westlichen Feministinnen weiß, weniger aus Wut über Unterdrückung durch Männer, als durch diese positiven Frauenleitbilder zu meiner Patriarchatskritik gekommen, die zugleich untrennbar von der Kritik an der autoritären DDR-Diktatur war. Was nicht heißt, dass ich nicht wusste, was sexualisierte Gewalt gegen Mädchen und Frauen, strukturelle Benachteiligung von Frauen im Arbeitsleben oder Diskriminierung von Lesben bedeutet. Diese Themen auch in der DDR zu enttabuisieren, war wichtig und notwendig. Darüber hinaus aber war und bin ich mir sicher, dass Frauen in diese und jede Gesellschaft etwas Wichtiges, Anderes einbringen können, das unverzichtbar ist und ein Potential an Veränderung birgt, das der Weltgeschichte eine andere Richtung geben könnte, wenn sie endlich weltweit wirklich gleich berechtigt und mächtig die Hälfte der Verantwortung tragen in gesellschaftlichen Strukturen, die nicht mehr männerzentriert, sondern menschenzentriert sind. Jajaja, das ist *Nach den Sternen greifen*, das ist Utopie, das ist mehr als die DDR umgestalten oder ein paar Gesetze ändern. Und wussten wir denn einen Weg dahin?

So bin ich also angekommen beim »Wir«. Endlich. Denn das war wie in ein Zuhause kommen, als ich Anfang der achtziger Jahre mehr und mehr Menschen, Frauen fand, die *andersdenkend*, also *gleichgesinnt* mit mir Leiden, Kritik, Angst, Mut und Utopien teilten. Und ich verliebte mich in eine Frau, eine Begebenheit, die damals in der DDR *einfach nicht vorkam*. Aber dann knüpften wir Netze, unvorstellbar aus heutiger Sicht. Ohne all die Segnungen einer Kommunikationsgesellschaft. So bekam die DDR für mich ein anderes Gesicht. Überall in dem grauen Einheitsbrei entstanden bunte lebendige Oasen, als bekäme ein erstarrtes Schwarz-Weiß-Foto Risse und Löcher, aus denen das Leben hervorbricht. Es waren die Räume der Evangelischen Studentengemeinden, die Teestube in der Herderkirche Weimar, Gemeindezentren in Dresden, Leipzig, Rostock, Berlin, ein Haus in Burglenitz ganz im Süden der Republik. Es waren viele, viele Wohnungen über die ganze DDR verstreut, in denen wir ein und aus gingen. Pfarrhäuser, Bruchbuden, Plattenbau – überall gab es uns, überall trafen wir uns, immer mehr Gruppen entstanden. In einer dieser Wohnungen hing ein Spruch an der Wand. »Bleibe im Lande und wehre dich täglich«. Das versuchten wir. Das war Programm.

Nein, es war keine Zeit wie eitel Sonnenschein, wir gingen mit unserer Kraft und unserem Mut oft genug an die Grenzen der Belastbarkeit, wir hatten Angst vor der staatlichen Gewalt im wörtlichen Sinn, davor, dass man uns verhaften und die Kinder ins Heim stecken konnte. Wir wussten, dass wir etwas taten, dass die DDR als *feindlich* einstufte, auch wenn sie uns bis auf wenige Vorfälle wie zum Beispiel der Verhaftung Berliner Frauen auf dem Weg nach Ravensbrück, wo sie

der von den Nazis ermordeten lesbischen Frauen gedenken wollten, gewähren ließ. Irgendwann in dieser so ausgefüllten, intensiven Zeit bekam ich die Gewissheit, das wir Teil einer Bewegung sind, nicht nur wir als Frauen, unsere Gruppe in Jena als Teil vieler verschiedener Fraueninitiativen, sondern wir alle als Teil einer im Verborgenen existierenden politischen Opposition von unten, die beständig und aller Spitzelei zum Trotz wuchs und wuchs. Ein starkes, ein ermutigendes Gefühl, das etwas von dem Unglaublichen, das 1989 passieren sollte, schon vorwegnahm. Aber noch war es nicht soweit. Der Moment war noch nicht da.

Jeder Moment teilt das Leben in ein Davor und ein Danach. Zeit als endlose Folge solcher Momente, die selbst so flüchtig sind, so unfassbar. Zeit wahrzunehmen als Reihenfolge von Ereignissen, die sich nicht umkehren und nicht aufheben lassen. Das Gnadenlose der Zeit, das Inspirierende.

Wie oft mögen in diesem Jubiläumsjahr schon die Momente beschworen worden sein, die für 16 Millionen ehemalige DDR-Bürgerinnen *ihre Zeit* so gründlich und nachhaltig in Davor und Danach trennten, dass sie regelrecht *zerbrochen* scheint. »Brüche in Biografien« wird das Phänomen genannt. Aber damals, als wir mitten im Aufbruch waren, erfüllt von so unglaublichen Geschehnissen wie *Demonstrationen, Rücktritten, Gesprächsbereitschaft von SED-Funktionären*, schließlich auch dem Ereignis hier in der Volksbühne, als über 1 000 Frauen zusammenkamen, um den Unabhängigen Frauenverband zu gründen, unsere Forderungen, unsere Sicht an die Runden Tischen zu tragen – da fühlten wir nicht unsere Biografie zerbrechen, sondern es knackte und bröckelte und brach endlich im starren maroden DDR-System und Momente lang waren wir wie berauscht von den greifbar nah scheinenden Möglichkeiten. Alles, alles schien wandelbar, eine große nie da gewesene demokratische Veränderung einer Gesellschaft, die Kapitalismus und DDR-Sozialismus gleichermaßen zurücklassen würde, eine wirklich neue andere bessere Zeit sollte anbrechen, jetzt endlich endlich endlich! Denn nicht weniger als das wäre doch wohl der historisch gerechte Lohn gewesen für die menschlich reife Leistung eines deutschen Volkes, unter dem Leitsatz »Keine Gewalt« einen Staatsapparat zu stürzen.

Aber dann blieb uns keine Zeit. Keine Zeit, aus dem Gestürzten, Zerschlagenen etwas Neues, Eigenes zu entwickeln. Die nächsten Jahre brachten wir stattdessen damit zu, uns in der Bundesrepublik Deutschland zurechtzufinden. Wir, die wir im Lande hatten bleiben wollen, waren nun im eigenen Land wie Ausgewanderte, fremd und ungeschickt und vor eine Anpassungsaufgabe gestellt, die manchen ähnlich widerstrebte wie einst das »alte« DDR-System. Noch nach zwanzig Jahren, die nun vergangen sind, spüre ich Trauer um unsere verlorenen Chancen. Unser aller Chancen, ostdeutsch-westdeutsch, eine verpasste deutsche Möglichkeit. Aber vielleicht waren wir übermütig wie Ikarus. Wir sind zu hoch geflogen, wir haben nach dem Feuer gegriffen, wir sind abgestürzt. Na und?

Wir haben Zeit. Wir leben. Im Abbruch, im Umbruch, gescheitert und wieder aufgebrochen. Frauen in der Zeit. Was heute morgen ist, ist morgen heute. Die

nächsten werden ihre Zeit haben. Die Zeit wird kommen. Ich möchte nichts von dem, was ich gelebt habe und wofür ich gekämpft habe, missen und das, so hoffe ich, teile ich heute Abend mit euch/Ihnen in unserer so kostbaren Zeit.

Anmerkungen

Steine sammeln, Steine zerstreuen ist eine Zeile aus einem Song der Filmmusik zu »Die Legende von Paul und Paula«, die Ulrich Plenzdorf nach Versen aus dem Alten Testament schrieb. »Ein jegliches hat seine Zeit« (Buch der Prediger)

Wann zeigt sich meine eig'ne Zeit? ... aus dem Lied »Morgen und Abend weiblich besehen« von der LP »Die Frau vom Mann«, Amiga 1988

Was fang ich an als eine von so vielen ... aus dem Lied »Was fang ich mit mir an?« von der gleichnamigen LP, Amiga 1980

Ich bin zum Sehen geboren ... aus dem gleichnamigen Lied von der LP »Und keiner sagt: Ich liebe dich«, Amiga 1982

Endlich eine mit Wut ... aus dem Lied »Endlich eine« von der LP »Die Frau vom Mann«, Amiga 1988

Der Film »Die Legende von Paul und Paula« von Heiner Carow (Regie) und Ulrich Plenzdorf (Drehbuch) kam 1973 in die Kinos der DDR. Er stand kurz vor einem Aufführungsverbot, Erich Honecker soll persönlich für den Film entschieden haben. Nachdem Hauptdarstellerin Angelica Domröse und Hauptdarsteller Winfried Glatzeder in den Westen gegangen waren, durfte der Film in der DDR nicht mehr gezeigt werden.

Der Roman »Franziska Linkerhand« von Brigitte Reimann (1933 bis 1973) ist 1974 im Verlag »Neues Leben«, Berlin, erschienen. Er ist unvollendet.

»Guten Morgen, du Schöne. Protokolle nach Tonband.« Buchverlag »Der Morgen«, Berlin 1977 von Maxie Wander (1933 bis 1977)

»Geschlechtertausch – drei Geschichten über die Umwandlung der Verhältnisse« von Christa Wolf, Sarah Kirsch und Irmtraud Morgner erschien 1980 in der Sammlung Luchterhand. Die Erzählung »Selbstversuch« von Christa Wolf war auch in der DDR in »Sinn und Form« gedruckt worden.

Frauenpolitischer Aufbruch 1989 – Ambivalenzen unseres Erbes eines »frauenpolitischen Experiments«

Ich möchte zunächst den Initiatorinnen dieser Veranstaltung dafür danken, dass sie mit diesem Treffen an ein »frauenpolitisches Experiment« (Chr. Schenk) erinnern, das im Trubel der zahllosen Erinnerungsveranstaltungen zum 20-jährigen Jubiläum des Mauerfalls und der sogenannten »friedlichen Revolution« unter zu gehen gedroht hätte. Ich werde mich auf den frauenpolitischen Aufbruch im Herbst 1989 konzentrieren, insbesondere die Gründung des UFV als ein wichtiges Element in den Versuchen einer demokratischen Erneuerung im letzten Jahr der DDR in Erinnerung rufen und nach den – durchaus ambivalenten – Ergebnissen und langfristigen Wirkungen des UFV fragen.

Viele, wenn nicht die meisten der heute hier Anwesenden werden zu den Akteurinnen gehört haben, die sich am 3. Dezember 1989 in der Volksbühne versammelten. Und sie werden sicher sofort Bilder und Gefühle aufrufen können, die sie in ihrem Gedächtnis als Erinnerung an dieses Ereignis gespeichert haben. Mir haben sich zwei – widersprüchliche – Gefühle eingegraben. Zum einen ist das die Freude und das verblüffte Staunen darüber, mit welcher Selbstverständlichkeit, so, als ob sie das immer schon getan hätten, Frauen unterschiedlichen Alters, sozialer und politischer Position und sexueller Orientierung, ans Mikrofon treten und darüber sprechen, woher sie kommen, in welchen Gruppen oder Projekten sie sich seit längerem oder sehr kurzem organisiert haben, was sie verändern wollen. Es ist das Staunen darüber, was Frauen, die sich z. T. bis dato in keiner Weise politisch engagiert haben, an Wissen über die und an durchdachter Kritik an den bestehenden (Geschlechter-)Verhältnissen der DDR formulieren, wie kreativ sie Ideen zum praktisch-politischen Eingreifen entwickeln und wie selbstverständlich sie davon ausgehen, dass die notwendigen Veränderungen ohne ihr Engagement und Eingreifen nicht zustande kommen werden. Es ist das überwältigende Gefühl, dass *wir* gemeinsam etwas wollen und etwas bewirken können – von uns aus, ohne Vorgaben »von oben« oder eine steuernde Zentrale, die immer schon mehr und besseres weiß, als wir.

Zum anderen aber ist in meiner Erinnerung das Gefühl einer Unsicherheit und der Angst vor dem Verlust von Voraussetzungen gespeichert, die wir als Ausgangspunkt unserer Überlegungen für eine demokratische, geschlechtergerechte Erneuerung der Gesellschaft ansahen. Die Zeit war damals äußerst schnelllebig. Zwischen dem Anfang November in der Presse veröffentlichten Brief einiger Wissenschaftlerinnen »Geht die Erneuerung an uns Frauen vorbei?«, der Demonstration vom 4. November in Berlin, auf der Frauen der »Lila Offensive« auf

Transparenten und Flugblättern Frauen aufforderten, sich in den Prozess der Erneuerung der sozialistischen Gesellschaft aktiv einzumischen und unserem Treffen Anfang Dezember hatte sich viel verändert: Aus der Losung »Wir sind das Volk« war die Losung »Wir sind ein Volk« geworden, die (kritischen) Kräfte aus der alten politischen Elite und den Bürgerbewegungen, die einen demokratischen Sozialismus in der DDR anstrebten, gerieten immer mehr in die Defensive. Unser Treffen war also auch geprägt von der Ungewissheit, wohin die gesellschaftliche Entwicklung geht und ob wir mit unseren Vorhaben und Vorstellungen gestaltend in diese Prozesse werden eingreifen können. Das Spruchband »Wer sich nicht wehrt, kommt an den Herd«, das über die ganze Bühne gezogen war, zeigte, dass die Ambivalenz zwischen kämpferischem Aufbruch zu neuen Ufern einerseits, der Verteidigung des Erreichten andererseits, die Stimmung nicht nur an diesem Gründungstag prägte, sondern auch die Aktivitäten des UFV in dem kurzen Zeitraum, in dem er als Akteur auf der politischen Bühne agierte.

Der »kurze Sommer«¹ der autonomen Frauenbewegung der DDR

Die ca. 1 200 Frauen, die sich am 3. Dezember 1989 in der Volksbühne versammelten, kamen auf Einladung der Schauspielerin Walfriede Schmitt zu einem »Frauenspektakel« und zur Gründung eines »autonomen Frauenverbandes der DDR«, wie es im Aufruf »An alle Frauen« hieß, verfasst am 26. November 1989 von Frauen der »Sozialistischen Fraueninitiative«, der »Lila Offensive« und der Kulturwissenschaftlerin Ina Merkel. Wir kamen aus allen Teilen der DDR und hatten sehr unterschiedliche Biografien. Einige hatten bis dato kaum politische Erfahrungen, etliche waren seit Jahren in Gruppierungen der Bürgerbewegungen aktiv, die seit Anfang der 80er Jahre vor allem unter dem Schutz der Evangelischen Kirche entstanden waren, sie hatten dort, mehr oder weniger illegal, fundierte kritische Positionen entwickelt und politische oder kulturelle Aktionen und erste Schritte zu einer nichtstaatlichen Frauenbewegung gemacht (wie Samirah Kenawi in mehreren Publikationen dokumentiert hat²). Andere wieder hatten sich erst seit kurzem in Gruppen zusammengetan und politische Forderungen formuliert und die Idee einer unabhängigen Frauenbewegung entwickelt. Sie konnten dabei auch anknüpfen an Forschungsergebnisse, die einige wenige Wissenschaftlerinnen aus verschiedenen Disziplinen in den letzten Jahren zu den patriarchalisch geprägten Geschlechterverhältnissen im »Realsozialismus«, zum Zusammenhang von allgemeinen gesellschaftlichen und Geschlechterverhältnissen

1 Dieser Formulierung verweist auf den Titel des Buches von Hans-Magnus Enzensberger »Der kurze Sommer der Anarchie«, das die anarcho-syndikalistische Bewegung, ihren Aufbruch und ihren (gewaltsamen) Niedergang während des Spanischen Bürgerkrieges zum Thema hat.

2 Vgl. Kenawi, Samirah: Chronik der nichtstaatlichen Frauenbewegung in der DDR. Ein Arbeitspapier. Mai 1994; dies.: Frauengruppen in der DDR der achtziger Jahre. Eine Dokumentation. Berlin 1995

erarbeitet und so Grundlagen für eine akademisch institutionalisierte Frauen- und Geschlechterforschung gelegt hatten.

Die meisten der Frauen hatten – wie Anne Hampele-Ulrich in ihrer Geschichte des UFV rekonstruiert hat³ – einen Fach- bzw. Hochschulabschluss. Sie verfügten also über das kulturelle Kapital, ihre Erfahrungen, dass sie ihre beruflichen Qualifikationen keineswegs gleichrangig und gleichwertig mit den Männern in der Erwerbssphäre verwerten konnten, kritisch zu reflektieren und auf den Begriff zu bringen. Und die meisten von ihnen teilten mit den DDR-Frauen die Erfahrung, dass Beruf und Familie trotz aller sozialpolitischer Maßnahmen nur schwer zu vereinbaren waren, die doppelte Belastung wesentlich stärker sie als ihre Partner betraf und sie, wenn sie allein erziehend waren, nicht nur einen geringeren Lebensstandard in Kauf nehmen mussten, sondern ihnen auch kaum Zeit und Energie für die Befriedigung eigener Bedürfnisse blieb. Mindestens ein Teil von ihnen hatte auch die Erfahrung gemacht, dass Lebensformen jenseits der »heterosexuellen Matrix« abgewertet und zum Teil handfest diskriminiert wurden.

Einig waren sie sich – bei allen Differenzen – darin, dass die demokratische Erneuerung der Gesellschaft nicht gelingen würde, wenn die Beseitigung der sozialen Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern nicht als wesentlicher Bestandteil der notwendigen ökonomischen, politischen, sozialen und kulturellen Erneuerung verstanden und praktisch-politisch verfolgt würde. Einig waren sie sich darin, dass die Durchsetzung dieses Ziels zum einen erfordert, dass die Interessen der – offen oder subtil benachteiligten, diskriminierten – Frauen als spezifische Interessen in die öffentliche Debatte und auf die politische Agenda gebracht werden müssen. Und einig waren sie sich zum anderen, dass es dazu sowohl einer starken Bewegung »von unten« als auch einer eigenständigen Organisation bedarf, die diese Interessen im politischen Feld erfolgreich vertreten kann. Konsens bestand schließlich auch darin, dass eine politische Interessensvertretung in der DDR gegründet werden sollte, in der sich unabhängige Frauengruppen ebenso wie Frauenfraktionen von Parteien und Massenorganisationen, Frauenvereine wie einzelne Frauen zusammenschließen sollten, ohne, wie es im Aufruf »An alle Frauen« heißt, ihre jeweilige Eigenständigkeit aufzugeben.

Höhepunkt der Veranstaltung in der Volksbühne war das Verlesen des Manifests »Ohne Frauen ist kein Staat zu machen« durch Walfriede Schmitt, das die Kulturwissenschaftlerin Ina Merkel verfasst hatte und das von den versammelten Frauen als Gründungsmanifest des UFV angenommen wurde.

Das Treffen in der Volksbühne war die Geburtsstunde einer offen agierenden, autonomen Frauenbewegung in der DDR, die auf Initiativen »von unten« entstand und getragen war vom Willen, aktiv-gestaltend in die aktuellen Erneuerungsprozesse mit einer eigenen Stimme einzugreifen. Eine vergleichbare Bewegung hat

3 Vgl. Hampele-Ulrich, Anne: Der Unabhängige Frauenverband. Ein frauenpolitisches Experiment im deutsch-deutschen Vereinigungsprozeß. Berlin 2000

es in allen anderen Ländern des Ostblocks nicht gegeben, insofern ist es nicht abwegig, das historisch Besondere dieses Ereignisses zu betonen. Aber auch hinsichtlich seines politischen Programms und seiner Organisationsformen war der UFV anders, wenngleich nicht defizitär, wie des Öfteren im Vergleich mit der westdeutschen Frauenbewegung behauptet wird⁴. Ich will dies in einigen Punkten verdeutlichen und dabei auch zeigen, wie programmatische Zielstellungen, die im Manifest sowie im Gründungsprogramm des UFV vom Februar 1990 formuliert wurden, politisch-praktischen Aktivitäten des UFV Orientierung und Richtung gaben.

• Der UFV verstand sich als politisches Sprachrohr der Interessen der Frauen, aber er ordnete patriarchale Geschlechterverhältnisse in komplexe gesellschaftliche Zusammenhänge ein, d. h., er verstand die Veränderung der Geschlechterverhältnisse als immanenten Bestandteil und als Bewegungsform einer grundlegenden Veränderung gesellschaftlicher Strukturen. Die Frauenbewegung sollte daher nicht nur mit frauenpolitischen Forderungen Druck auf die etablierten Parteien und Organisationen ausüben, sie benötigt, wie Ina Merkel es in ihrem Manifest formulierte »selbst eine gesamtgesellschaftliche Herangehensweise«⁵. Der Aufbau einer ökologisch verantwortlichen und an den Bedürfnissen der Menschen, nicht am Profit, orientierten Wirtschaft, die Schaffung einer Öffentlichkeit, in der demokratische Strukturen und Quotierung eine Einheit bilden, eine gesellschaftliche Umbewertung reproduktiver Tätigkeiten, Veränderungen der Lebensweise, der Konsumtion und des Leistungsbegriffs bildeten deshalb den Gesamtkontext, in dem die Partialinteressen von Frauen politikfähig gemacht und zugleich als Partialinteressen langfristig zum Verschwinden gebracht werden sollten. »Eine Frauenbewegung«, so Merkel, »die ohne ein gesamtgesellschaftliches Konzept sich nur auf die Durchsetzung weiblicher Partialinteressen orientiert, wird sich am Ende selbst marginalisieren«⁶. Von diesen Einsichten ließ sich der UFV, ließen sich insbesondere seine Akteurinnen am Zentralen Runden Tisch und in der Modrow-Regierung in den folgenden Monaten leiten. Entsprechend der gesamtgesellschaftlichen Perspektive ihrer Organisation beanspruchten sie die Teilnahme an *allen* Arbeitsgruppen des ZRT, forderten sie in der Arbeit an einer neuen Verfassung erfolgreich ein, dass die Gleichstellung der Geschlechter und das Gebot der wechselseitigen Anerkennung aller Menschen als Gleiche verankert wird. Sie drängten darauf, dass in die Sozialcharta, in der Kriterien für eine verantwortliche Vereinigungspolitik und der Erhalt grundlegender sozialer Rechte beider deutscher Staaten festgeschrieben werden sollten, das DDR-Recht auf

4 Vgl. dazu Miethe, Ingrid: Eine Frage der Perspektive. Ostdeutsche Frauenbewegung in den Theorien sozialer Bewegungen. In: Weckwert, Anja/Wischeremann, Ulla (Hrsg.): Das Jahrhundert des Feminismus. Streifzüge durch nationale und internationale Bewegungen und Theorien. Königstein/Taunus 2006, S. 61-75

5 Merkel, Ina: Ohne Frauen ist kein Staat zu machen. Einige Frauen-Fragen an ein alternatives Gesellschaftskonzept oder: Manifest für eine autonome Frauenbewegung. In: Lenz, Ilse (Hrsg.): Die Neue Frauenbewegung in Deutschland. Abschied vom kleinen Unterschied. Eine Quellensammlung. Wiesbaden 2008, S. 878

6 Ebenda, S. 882

Schwangerschaftsabbruch, aber auch Mieterschutz und Mietpreisbindung, die bedarfsdeckende Einrichtungen zur Kinderbetreuung, um die Vereinbarkeit von Berufstätigkeit und Elternschaft abzusichern, die Fortschreibung der im DDR-Arbeitsgesetzbuch fixierten Regelungen zum Elternschutz sowie die Sicherung eines sozialen Grundeinkommens⁷ aufgenommen wurden. Dank ihrer gesamtgesellschaftlichen Perspektive hatten die Vertreterinnen des UFV Anteil daran, dass in der Sozialcharta die Maßnahmen zum sozialen Schutz von im Vereinigungsprozeß gefährdeten sozialen Gruppen (und das waren eben nicht nur Frauen) nicht als bloße soziale Abfederung verstanden wurden. Vielmehr sollte Sozialpolitik, wie Anne Hampele-Ulrich es formuliert hat, »inhärentes Kriterium für wirtschaftspolitische Entscheidungen sein; und diese sollten auf Normen der Gleichstellung der Geschlechter verpflichtet sein« (Hampele-Ulrich, S. 127). Selbst wenn die Sozialcharta nach dem Wahlsieg der CDU im März 1990 ad acta gelegt wurde – was hier vom UFV eingefordert wurde, ging weit über die Verfolgung von weiblichen Partialinteressen hinaus und ist bis heute ein uneingelöstes Erbe.

• Der UFV verstand sich einerseits als ein Netzwerk autonom arbeitender Gruppen, andererseits als eine Organisation, die Einfluss auf politische Entscheidungen nehmen will. D. h., die Frauenbewegung wollte nicht allein durch vielfältige lokale Aktivitäten zum Aufbau eines zivilgesellschaftlichen öffentlichen Raums beitragen, sie wollte auch an der Ausübung politischer Macht »ganz oben« teilhaben. Zwar übte sie harsche Kritik am vormundschaftlichen DDR-Staat, aber das hieß für sie keineswegs, dass sie den Staat generell als institutionellen Verhinderer der Frauenemanzipation sah; im Gegenteil: sie nahm ihn in die Verantwortung für eine geschlechtergerechte Sozialpolitik. Aber das meinte für den UFV nicht, dass vom Staat passiv etwas erwartet wurde – im Gegenteil: die Frauenbewegung wollte selbst Akteur auf staatlicher Ebene sein. »Ohne Frauen ist kein Staat zu machen« lautete der Titel des Manifestes und er machte damit den Anspruch auf Teilhabe an politischer Macht deutlich und nicht allein die Berücksichtigung von frauenpolitischen Interessen in den Entscheidungen von Staat bzw. Parteien. Daraus folgte nicht nur, dass der UFV die Teilnahme am Zentralen Runden Tisch (und folgend auch an Runden Tischen auf allen Ebenen) erkämpfte und eine Vertreterin des UFV Ministerin im Modrow-Kabinettt wurde. Die Vertreterinnen des UFV setzten auch durch, dass die Forderung nach Gleichstellung erfolgreich auf die politische Agenda gebracht werden konnte (die Forderung nach sofortiger Quotierung aller »gesellschaftlich relevanten Positionen«, wie im Manifest formuliert, allerdings hatte kaum einen Erfolg). Es ist das bleibende Verdienst des UFV, in kürzester Zeit öffentlichen Druck hinsichtlich der Einrichtung von Gleichstellungsstellen auf allen Ebenen erzeugt zu haben, was nicht zuletzt dazu führte, dass unter der de Maizière-Regierung in der Kommunalverfassung

7 Vgl. Hampele-Ulrich, a. a. O., S. 125/26

vom Mai 1990 die Installierung von Gleichstellungsbeauftragten in Gemeinden mit eigener Verwaltung festgeschrieben wurde (hauptsächlich in Gemeinden über 10 000 Einwohner). Und es gab zwar nicht das geforderte Ministerium für Gleichstellung, aber immerhin eine Regierungsbeauftragte für Gleichstellung in der letzten DDR-Regierung. Auch mit dem Begriff der Gleichstellung setzte der UFV Zeichen – er ging über formale Gleichberechtigung von Mann und Frau, aber auch über weibliche Partialinteressen hinaus; der Begriff verwies auf die notwendigen Veränderungen in allen gesellschaftlichen Bereichen, um soziale Gleichheit der Geschlechter tatsächlich zu erreichen und verwies damit wieder auf den gesamtgesellschaftlichen Kontext.

• Der UFV verknüpfte seine gesamtgesellschaftliche Perspektive mit der Forderung nach Schaffung einer autonomen Frauenkultur. Dies wurde als Voraussetzung dafür gesehen, sich der eigenen benachteiligten Position, der Ursachen dafür bewusst zu werden und die quasi selbstverständliche Anerkennung hierarchisierender und naturalisierender Geschlechternormen und -codes zu durchbrechen. In eigenen Publikationsorganen, einer autonomen Infrastruktur von Cafés, Zentren usw. bis zu autonomen Frauenforschungsinstituten sollten Frauen lernen und praktisch erproben, mit eigener Stimme und eigenen Ideen in der Öffentlichkeit wahrnehmbar zu sein, auf lokaler und regionaler Ebene Einfluss zu nehmen auf eine geschlechtergerechte und ökologisch verantwortliche Lebensweise (vgl. Manifest). Der UFV entstand aus dem Zusammenschluss bis dato einzeln wirkender Initiativen und er orientierte neben der Ebene der (staatspolitischen) Aktion ganz wesentlich darauf, ein Netzwerk von eigenständig fungierenden Gruppen, Zentren, Clubs etc. zu bilden und so quasi »vor Ort«, in der alltäglichen Praxis seine Ziele für viele attraktiv zu machen und zu realisieren. Tatsächlich entstanden nach dem Dezember 1989 viele solcher Initiativen neu, über die bereits bestehenden hinaus, und der UFV hat wesentlich dazu beigetragen, dass sich bis 1991 »in geraffter Zeit und mit spezifischen Zuschnitten«⁸ ein Netz von Frauenzentren und -projekten (von Cafés und Buchläden, über kulturelle oder bildungs-/qualifizierungsbezogene Vereine bis zu Frauenhäusern) herausbildete. Auch wenn mit der Zeit viele dieser Einrichtungen zu kommunalen Einrichtungen wurden und der UFV als Schirm und mit seinem Programm an Einfluss verlor – es bleibt sein Verdienst, dass ein bis heute existierendes und mehr oder weniger gut funktionierendes und professionalisiertes Netz von Einrichtungen entstand, das als ein spezifischer Raum für Frauen und ihre Interessen funktioniert.

Der UFV hatte seine Hoch-Zeit in dem kurzen Zeitraum zwischen dem 4. November, dem Fall der Mauer und – zunehmend eingeschränkt nach den Wahlen vom März 1990 – der deutsch-deutschen Vereinigung. Er hat auch in der Folgezeit noch einiges zu Wege gebracht – sowohl auf der Ebene der lokalen und regionalen Projekte und Initiativen, als auch auf der großen politischen Bühne – erin-

8 Hampele-Ulrich, a. a. O., S. 177

nert sei hier nur an seine aktivierende Rolle bei den Auseinandersetzungen um die Neuregelung des Abtreibungsgesetzes und bei der Organisation des bundesweiten Frauen-Streiks am 8. März 1994. Aber schon in seinen besten Zeiten hatte er mit Ambivalenzen zu kämpfen, die immer stärker zu einer Zerreißprobe wurden und schließlich 1998 zu seiner Auflösung führten.

- Der UFV hatte von Anfang an das Problem, seine beiden Intentionen – politische Organisation und Netzwerk autonomer Initiativen zu sein – zueinander in ein praktikables Verhältnis zu setzen. Das war schwierig, weil sie unterschiedlichen Logiken gehorchen. Solange es einen institutionell instabilen Raum des Politischen gab, konnte der UFV mit seiner Teilnahme an den Runden Tischen und dem erzeugten Druck von unten beides einigermaßen miteinander vereinbaren. Als sich, beginnend mit dem Märzahlen 1990, das politische System der Parteiendemokratie etablierte, funktionierte das immer weniger – der UFV konnte sich, da er keine Partei war und seinem Selbstverständnis nach auch keine werden wollte, 1991 nur als Verein konstituieren, verlor damit aber entscheidende Möglichkeiten des Agierens auf der »großen politischen Bühne«. Andererseits deckten sich seine politisch-programmatischen Ziele keineswegs mit den Interessen vieler lokaler und regionaler Initiativen, die zudem mit der kommunalen Trägerschaft auch zunehmend von parteipolitischen Interessen beeinflusst wurden. Seine hybride Form zwischen sozialer Bewegung und politischer Organisation erwies sich im neuen Gefüge bürgerlich-parlamentarischer Demokratie als wenig funktionsfähig.

- Der UFV geriet zunehmend in Widerspruch zu den Interessen einer Mehrheit (von Frauen). Während seine Akteurinnen in der Öffentlichkeit vor der Wiedervereinigung und den Folgen für die Frauen warnten (Frauen als die Verliererinnen der Einheit), sah eine Mehrheit (nicht nur der Frauen) in der schnellen Vereinigung vor allem eine Chance zur Verbesserung der eigenen Lebensbedingungen. Während der UFV Frauen zu selbständigem politischem Handeln motivieren und aktivieren wollte, kämpften bereits viele, die sich im Dezember 1989 noch interessiert gezeigt hatten, mit zunehmender Existenzunsicherheit – und hatte überdies die große Mehrheit der Frauen diesem Projekt immer desinteressiert bis ablehnend gegenüber gestanden. In diesen Konstellationen hat der UFV schnell sein aktivierendes Potenzial verloren.

- Der UFV wollte die Interessen aller Frauen repräsentieren – also der Frauen als der in bestehenden Verhältnissen benachteiligten, diskriminierten Genussgruppe. Im Namen »aller Frauen« zu sprechen ist notwendig, um in der politischen Arena gehört zu werden und Entscheidungen beeinflussen zu können. Der UFV blieb in dem allen Frauenbewegungen bekannten Dilemma gefangen, im Namen »der« Frauen zu sprechen und zugleich damit konfrontiert zu sein, dass Frauen eben nicht gemeinsame Interessen *als* Frauen haben, sondern ökonomisch, sozial, kulturell höchst unterschiedlich positioniert und entsprechend interessiert sind. Der UFV musste die Erfahrung machen, dass er zunehmend weniger die Interessen relevanter sozialer Gruppen von Frauen vertrat und er hatte zudem nicht

im Kalkül, dass auch in der DDR vor allem unter den jüngeren Frauen Prozesse der Individualisierung eingesetzt hatten und kollektive Formen des Protestes wie der Konfliktlösung an Attraktivität verloren.

Alles in allem geriet der UFV nach begeisterndem politischem Aufbruch zunehmend in die Defensive. Er hat uns ein ambivalentes Erbe hinterlassen, das von institutionalisierter, professionalisierter Gleichstellungspolitik bis zu uneingelösten programmatischen Zielen reicht. Mit diesem Erbe haben wir uns unter sehr anderen Voraussetzungen als 1989/90 auseinanderzusetzen, was ich im 2. Teil wenigstens skizzenartig versuchen will.

Das ambivalente Erbe des UFV – Ziele gleichstellungspolitischer Interventionen heute

Bei aller Kritik, die der UFV an den geschlechtlichen Arbeitsteilungen und ihren, Frauen benachteiligenden, Wirkungen in der Erwerbssphäre, an der Zweitrangigkeit weiblicher Arbeitskraft und an den Folgen der doppelten Vergesellschaftung und Belastung für die Frauen unter »realsozialistischen Bedingungen« übte – für die ostdeutsche Frauenbewegung war die umfassende Einbeziehung von Frauen in (qualifizierte) Berufsarbeit mit ihren Wirkungen für ökonomische Unabhängigkeit, für die Position in der Familie, für ein selbst bestimmtes Leben eine wichtige, wenn nicht entscheidende Bedingung für Emanzipation. Den »Emanzipationsvorsprung« der DDR-Frauen, wie das der westdeutsche Soziologe Rainer Geißler damals nannte, zu verteidigen, klang als vorrangige Aufgabe schon an in der Losung »Wer sich nicht wehrt, kommt an den Herd«: Ein Zurück zum männlichen Ernährer, dem eine – bestenfalls teilzeitarbeitende Hausfrau den Rücken frei hält – das vorherrschende Modell in der alten Bundesrepublik – sollte es auf keinen Fall geben, das erschien wie ein Rückfall in längst überwunden geglaubte Verhältnisse. Sicherung der erreichten Teilhabe der Frauen an der Erwerbssphäre sowie einer umfassenden Kinderbetreuung *und* – darauf aufbauend – Beseitigung der Geschlechterhierarchien in Beruf und Familie – das war für den UFV eine zentrale politische Aufgabe.

Wie wir wissen, haben ostdeutsche Frauen aus verschiedenen Gründen an ihrem »Emanzipationsvorsprung«, trotz schlechter werdender Voraussetzungen dafür, tendenziell festgehalten – bis heute und bis in die jüngeren Jahrgänge ist Erwerbstätigkeit für sie mehrheitlich eine Selbstverständlichkeit, möchten viele eher Vollzeit als Teilzeit arbeiten, sehen sie eine außerfamiliäre Kinderbetreuung als akzeptable Form der Vereinbarkeit von Beruf und Familie. Auch wenn das DDR-übliche Zwei-Verdiener-Modell erodiert ist, auch in den Neuen Ländern die Teilzeitarbeit für Frauen stark zugenommen hat und die Erwerbsquote von ost- und westdeutschen Frauen sich ungefähr angeglichen hat – die Nachwirkungen des »Emanzipationsvorsprungs« sind bis heute zu spüren. Allerdings stieg in den

vergangenen Jahren auch die Erwerbsbeteiligung unter den westdeutschen Frauen kontinuierlich an, wird öffentliche Kinderbetreuung von westdeutschen jüngeren Frauen und Männern nicht mehr unbedingt als Verletzung des Kindeswohls angesehen und verliert das Ernährer-Hausfrau-Modell normativ und praktisch an Bedeutung. Einbeziehung der Frauen in die Erwerbssphäre, Verbesserung ihrer Position auf dem Arbeitsmarkt und Förderung von Maßnahmen zur Vereinbarkeit von Beruf und Familie – das waren Forderungen des UFV damals und das sind Forderungen heute. Allerdings haben sich die Kontexte, in denen die scheinbar gleichen Forderungen formuliert und die Akteure, von denen sie erhoben werden, seither stark verändert. Heute ist es weniger eine autonome Frauenbewegung, als vielmehr staatliche Politik und in letzter Zeit auch die Wirtschaft, die solche Forderungen erheben. Das hat vielfältige Gründe, die ihre Ursachen letztlich in der Transformation der industriegesellschaftlichen Moderne unter marktliberalen Vorzeichen haben.

Erstens ist das sogenannte Normalarbeitsverhältnis, das am männlichen Lebenszusammenhang orientiert ist, stark unter Druck geraten. Auch wenn die meisten männlichen Erwerbstätigen heute noch Vollzeit arbeiten – für immer weniger von ihnen gilt, dass ihre Arbeitsplätze langfristig gesichert sind. Prekäre Beschäftigungsformen – wie Zeitverträge, Leiharbeit, Bezahlung unter Tarif bzw. im Niedriglohnsektor – gelten auch für immer mehr Männer. Ernährerrolle und Sicherung eines Familieneinkommens sind nicht mehr selbstverständliche Eckpunkte eines männlichen Lebenslaufs. Das bringt nicht nur bisherige Geschlechterarrangements und -identitäten ins Wanken, die Forderung nach Gleichstellung der Geschlechter in der Erwerbssphäre kann sich auch nicht mehr an bisherigen Kriterien orientieren, die zumindest implizit, vom Normalarbeitsverhältnis ausgingen.

Zweitens ist weibliche Erwerbstätigkeit heute weit weniger ein wichtiger Baustein im Emanzipationsprojekt, als das in der Frauenbewegung der Fall war. Sie ist vielmehr weitaus mehr staatlich-rechtlich fixierte Verpflichtung, für die eigene Existenz selbst zu sorgen. Die im Rahmen der EU angestrebte möglichst hohe Frauenerwerbstätigkeit ist weniger daran orientiert, Frauen ein ökonomisch unabhängiges, selbst bestimmtes Leben zu ermöglichen – dagegen spricht schon, dass für die Erreichung dieses Ziels die Qualität der Arbeitsplätze eher nebensächlich ist und sich die übergroße Zahl der erwerbstätig gewordenen Frauen in Teilzeitbeschäftigungen und im Niedriglohnsektor findet. Das EU-Ziel ist vielmehr Element in einem gesellschaftlichen Umbau, der auf individuelle Verantwortung und Vorsorge für sich selbst und auf entsprechend wenig Inanspruchnahme sozialstaatlicher Leistungen orientiert. Es ist also vor allem ein Bestandteil eines marktliberal orientierten Umbaus moderner Gesellschaften, zu dem auch der Abbau des Sozialstaates in seiner bisherigen Form gehört. Während im Emanzipationskonzept der autonomen Frauenbewegung Erwerbstätigkeit der Frauen und der Ausbau öffentlicher, allen zugänglicher und nicht den Marktprinzipien unterworfenen

Dienstleistungen zusammen gehörten, ordnet sich im heutigen öffentlich-staatlichen Verständnis eine hohe Erwerbsbeteiligung der Frauen in die angestrebte Privatisierung bzw. Individualisierung vormals staatlicher Formen öffentlicher Daseinsvorsorge ein.

Drittens haben sich die Anforderungen an die Arbeitskraft stark verändert. Gefragt sind – und zwar unabhängig von Geschlecht – Arbeitnehmer, die flexibel verfügbar und mobil sind, die all ihre Kraft und ihre Ideen dem Unternehmen – möglichst auch jenseits der Arbeitszeit – zur Verfügung stellen. Es liegt primär in ihrer individuellen Verantwortung, wie sie diesen Anforderungen gerecht werden, wie sie Kinderbetreuung und -erziehung, Familienleben und individuelle Reproduktion dazu in eine lebbare Beziehung setzen. Staatliche und privatwirtschaftliche Maßnahmen zum Ausbau von Kinderbetreuungseinrichtungen sind in erster Linie an der effizienten Nutzung des – männlichen wie weiblichen, vor allem qualifizierten – »Humankapitals« orientiert, weniger an einer ausgewogenen Vereinbarkeit von Beruf und Familienleben (für Frauen *und* Männer). Zudem wird oft erwerbs- bzw. karriereorientierte qualifizierte Berufsarbeit von Frauen privat erkaufte durch bezahlte Dienstleistungen anderer Frauen – Schwarzarbeit wird in diesen Bereichen durchaus geduldet – und damit die (modifizierte) Reproduktion von Geschlechterungleichheiten qua Geschlecht befördert.

Viertens ist Erwerbstätigkeit nach wie vor – und heute zunehmend für beide Geschlechter – der entscheidende Modus für gesellschaftliche Integration und soziale Anerkennung, für den Zugang zu Ressourcen und zu sozialen Leistungen. Andererseits verliert dieser Integrationsmodus an Kraft, weil zunehmend weniger menschliche Arbeitskraft für die hochproduktive Ökonomie gebraucht wird und sozial wichtige Tätigkeiten, wenn sie nicht den ökonomischen Effizienzkriterien entsprechen, nicht oder gering anerkannt und honoriert werden. D. h., dass eine wachsende Zahl von Menschen von der Erwerbssphäre von vornherein oder langfristig abgekoppelt ist bzw. wird.

Alle diese – hier nur sehr verkürzt und daher tendenziell einseitig skizzierten Elemente eines grundlegenden gesellschaftlichen Umbaus kapitalistisch-moderner Gesellschaften – haben nicht nur Auswirkungen auf bisher praktizierte Geschlechterarrangements, auf kulturelle Geschlechtszuschreibungen und soziale Geschlechterrollen, auf Familienbeziehungen und Formen individueller Reproduktion. Sie provozieren auch die Frage, ob bisherige Inhalte und Formen von Gleichstellungspolitik bzw. geschlechterpolitischen Forderungen noch zeitgemäß sind. Dazu abschließend einige Überlegungen.

1. Spätestens im letzten Jahrzehnt ist die autonome Frauenbewegung zu einer Marginalie im politischen Raum geworden, Gleichstellungspolitik hat sich professionalisiert und gehört heute in den Aufgabenbereich von staatlichen Institutionen und Parteien – auch wenn sie, wie am Beispiel des Gender Mainstreaming gut verfolgt werden kann – nach wie vor randständig ist und über »rhetorische Modernisierung« (A. Wetterer) oft nicht hinaus geht. Vorherrschend ist heute ein libe-

raler Feminismus⁹, der sich Forderungen der autonomen Frauenbewegung zu eigen gemacht hat – wie die nach öffentlicher Kinderbetreuung und anderen Bedingungen zur Vereinbarung von Beruf und Familie oder nach Erhöhung des Frauenanteils in höheren Führungspositionen. Dieser liberale Feminismus hat diese Forderungen zugleich ihres kritisch-emanzipatorischen Potenzials beraubt, indem in der Einlösung dieser Forderungen auch wesentlich die Beseitigung von Geschlechterungleichheiten gesehen und Gesellschafts – sprich insbesondere Kapitalismuskritik – tunlichst vermieden wird. Nun ist gegen die Verbesserung des Angebots an guter und bezahlbarer Kinderbetreuung, ist gegen die Durchsetzung des gleichen Lohns für gleiche Arbeit oder gegen einen höheren Anteil von Frauen in Führungspositionen überhaupt nichts einzuwenden – alles, was in dieser Hinsicht zum Besseren erreicht werden kann, ist nur zu begrüßen. Die Frage ist allerdings, ob diejenigen gleichstellungspolitischen bzw. frauenbewegten AkteurInnen, die sich nach wie vor einem kritisch-emanzipatorischen Anspruch verpflichtet fühlen, sich damit zufrieden geben können. Wenn nach vorherrschender Meinung die Verbesserungen in der Vereinbarkeit von Beruf und Familie vor allem dazu dienen sollen, auch das – immer bessere qualifizierte – weibliche »Humankapital« effektiver nutzen zu können, wenn in diesem Kontext Familie, ihre Zeit- und Bedürfnisstrukturen stärker als je zuvor den Belangen und Forderungen der Wirtschaft untergeordnet werden – ist es dann nicht notwendig, diesem Entwicklungstrend die gleichstellungspolitische Forderung nach einer Begrenzung der Übergriffe des Arbeitsmarktes auf das Teilsystem Familie, nach einem Schutz des Raumes der privaten Lebensführung und der gesellschaftlichen Achtung der Bedürfnisse aller Familienmitglieder entgegen zu setzen? Müssen sich die AkteurInnen der Gleichstellungspolitik, geschlechterpolitisch Engagierte und auch WissenschaftlerInnen nicht kritisch fragen, ob sie sich mit dem Bescheiden auf die verbesserte Vereinbarung von Arbeit und Familie unter den gegebenen Konstellationen nicht für Zwecke instrumentalisieren lassen, die mit ihren Zielen eigentlich nichts zu tun haben?

2. Erwerbsarbeit ist unter den aktuellen Bedingungen wie gesagt, entscheidend für Existenzsicherung, für soziale Integration und Anerkennung. Insofern ist der Ausbau der Frauenerwerbstätigkeit, ist die Sicherung von Frauenarbeitsplätzen nach wie vor eine unverzichtbare Aufgabe von Gleichstellungspolitik. Zugleich aber ist kritisch nach dem emanzipatorischen Potenzial von Erwerbsarbeit zu fragen, in der auf eine historisch neuartige Weise auf das ganze physische und psychische Vermögen der Arbeitskraft bzw. Persönlichkeit, auf ihre Zeit, ihre Kreativität, ihr Verantwortungsgefühl usw. zugegriffen und Kriterien ökonomischer Effizienz unterworfen wird. Gleichzeitig sind immer mehr Menschen kürzer oder länger ohne Erwerbsarbeit bzw. werden – nach ökonomischen Effizienzkriterien

9 Sabine Hark hat ihn in der anschließenden Diskussion zu meinem Vortrag treffend als »sklerotischen« Feminismus bezeichnet.

»überflüssig« – ganz aus dem Erwerbsbereich ausgeschlossen. Ist unter diesen Bedingungen die alte Forderung der autonomen Frauenbewegung nach gleichrangiger gesellschaftlicher Anerkennung und Bewertung von Fürsorgetätigkeiten im Vergleich zu »produktiver Arbeit« in der Erwerbssphäre nicht *neu* zu formulieren? Wäre es nicht an der Zeit, weniger auf eine Professionalisierung von Care-Tätigkeiten, und damit zwangsläufig ihre Umwandlung in (mehr oder weniger schlecht bezahlte), an Bedürfnissen des Marktes orientierte Frauenarbeitsplätze im Dienstleistungssektor zu setzen, als sich für den Ausbau eines non-profit, gemeinnützigen Sektors stark zu machen, in dem auf den und am Menschen orientierte Tätigkeiten einen eigenständigen, gesellschaftlich geachteten und – auch monetär – anerkannten Stellenwert erhalten und von ihren bisherigen geschlechtstypischen Zuschreibungen befreit werden? Wäre es nicht an der Zeit, den starken Tendenzen der Privatisierung öffentlicher Güter auch von Seiten der Gleichstellungs- bzw. Geschlechterpolitik die Forderung nach Anerkennung (und angemessener finanzieller Absicherung) von Tätigkeiten, die auf den Menschen gerichtet sind, als nicht zu privatisierendes öffentliches Gut entgegen zu setzen? Freilich wäre auch hier der Spagat zu bewältigen, politisch für eine stärkere Professionalisierung z. B. von Erziehungstätigkeiten (und damit für ihre höhere gesellschaftliche Anerkennung) zu kämpfen einerseits und andererseits, über das Gegebene hinausgehend bzw. -denkend, Ökonomisierungstendenzen konzeptionell und praktisch-politisch etwas entgegen zu setzen.

3. Wir leben in Zeiten, wo die sozialen Unterschiede wieder größer werden. Neue Grenzziehungen tauschen in den Diskursen auf, um diese Entwicklung zu normalisieren: Grenzziehungen etwa zwischen den Hartz IV-Empfängern, die pauschal zu Sozialschmarotzern, zu sozial Abgehängten oder »Überflüssigen« erklärt werden und den »Leistungsträgern«, von denen angeblich das Wohl und Wehe und die Zukunft der Gesellschaft abhängt. Das soziale oben-unten-Schema wird auf neue Weise thematisiert und das bedeutet auch, dass »Geschlecht« als soziales Differenzmuster und als »sozialer Platzanweiser« in modifizierten symbolischen und praktischen Formen verortet wird. Was Solidarität und soziale Gerechtigkeit unter heutigen Bedingungen heißt, wird neu ausgehandelt und in diesen symbolischen und praktisch-politischen Auseinandersetzungen kann sich emanzipatorische Politik nicht auf »weibliche Partialinteressen« bzw. auf eine aus größeren Zusammenhängen heraus gelöste Gleichstellung der Geschlechter beschränken. Notwendig ist vielmehr, die soziale und die »Geschlechterfrage« stärker wieder miteinander zu verknüpfen, notwendig ist es, insbesondere auf lokaler und regionaler Ebene variierende und vielfältige Bündnisse mit anderen sozialen Akteuren einzugehen und die geschlechterpolitische Dimension sozialer Protestaktionen bzw. Projekte deutlich zu machen. In solchen Kontexten kann feministisch orientierte Politik auch mit dem Pfund wuchern, über reiche praktische, wissenschaftlich fundierte Erfahrung über den Umgang mit dem/der Anderen, die Anerkennung der Gleichrangigkeit der/des Anderen zu verfügen.

Etwas pathetisch möchte ich abschließend formulieren: Ohne eine gesellschaftliche Vision oder Utopie, die in den realen aktuellen Bedingungen und Möglichkeiten geerdet ist und *zugleich* über das heute Gegebene hinaus denkt und aus dieser ambivalenten Perspektive Maßstäbe für aktuelles politisch-pragmatisches Handeln gewinnt, ist kritisch-emanzipatorische Geschlechterpolitik nicht möglich. Für die Gewinnung einer solchen Perspektive ist weitaus stärker die kapitalismuskritische Dimension feministisch-politischen Denkens(wieder) ins Spiel zu bringen und ist auch an der Festigung demokratisch-zivilgesellschaftlicher Formen stärker mitzuarbeiten, als dies in den letzten Jahren der Fall war. Dazu ist es notwendig an das anzuknüpfen und weiter zu entwickeln, was uns der UFV als uneingelöstes Erbe hinterlassen hat: eine gesamtgesellschaftliche Herangehensweise, die den Partikularismus einer unvermittelten Geschlechterpolitik vermeidet.

Ina Merkel

Was war Utopie – und was bleibt?

Astrid Landero: Ina Merkel hat in den 1970er Jahren an der Humboldt-Universität in Berlin Kultur- und Theaterwissenschaften studiert. Sie hat promoviert zur geschlechtsspezifischen Vergesellschaftung und ist seit dem Jahre 2000 Professorin für Europäische Ethnologie an der Universität in Marburg. Sie ist Mutter zweier Kinder und Großmutter von drei Enkelkindern, dies von mir ganz am Rande. Ina Merkel als Verfasserin des Manifests, das, wie ihr gesehen habt, hier auch in Auszügen aushängt, spricht zu uns zu der Frage: Was war Utopie und was bleibt?

Ina Merkel: Ich hab mich sehr darüber gefreut, dass dieses Fest organisiert worden ist, denn es ist eine der seltenen Gelegenheiten, viele der damaligen Protagonisten wieder zu sehen.

Wir haben soeben eine sehr fundierte Analyse von Prof. Irene Dölling über die Gründung, die Absichten, Erfolge und Misserfolge des Unabhängigen Frauenverbandes gehört. Ganz ohne Zweifel ist es notwendig, die damaligen Ereignisse mit gebührender wissenschaftlicher Distanz zu untersuchen, dennoch wirkt auf mich als Zeitzeugin, als unmittelbar an den Ereignissen Beteiligte, die systematische Einordnung, Einschätzung und Wertung unseres damaligen Handelns ein wenig befremdlich. Ich habe diese Zeit als eine sehr chaotische in Erinnerung, geprägt von Zufällen, spontanen Reaktionen, sich überschlagenden Begebenheiten. Wir haben darin nicht planvoll und gezielt agiert, wir wurden von den Ereignissen vorangetrieben.

Befremdlich für mich ist auch das Aushängen von Auszügen aus dem Manifest hier in diesem Saal, hochkopiert auf Postergröße. Nach vielen Jahren lese ich Sätze, die ich wohl damals geschrieben haben muss, und erkenne sie kaum als meine Gedanken wieder. Dieses Manifest ist ein Zufallsprodukt gewesen, entstanden in einer Nacht, aus der Wut heraus geschrieben, weil ich mich mit meinen Ideen bei einem Vorbereitungstreffen für das große Frauentreffen nicht durchsetzen konnte. Zufall war es auch, dass ich mich mit Wally angefreundet hatte und sie mich irgendwann nachts anrief und fragte, hast du nicht einen programmatischen Text da zu liegen, wir müssen doch am Tag etwas zu sagen haben. Und dann hat sie ihn einfach vorgetragen mit ihrer wunderbaren Stimme, und der Saal hat tatsächlich zugehört und am Ende der Veranstaltung Walfriede Schmitt und mich per Akklamation zu Sprecherinnen gewählt und mit dem Auftrag versehen, die Frauen am Runden Tisch zu vertreten. Eine Schauspielerin und eine wissenschaftliche Assistentin, beide ohne Frauengruppenhintergrund, keine von uns aus

der politischen Opposition, das hatte schon ein bisschen was von Größenwahn. Andererseits waren wir absolut frei von jedem Bewegungs- oder Parteienzwang, wir unterstanden keinerlei Gruppenideologie, wir haben uns dort rein aus dem gesunden Menschenverstand heraus äußern können. Wie will man das systematisieren oder analysieren?

Das Fest – Die Gründung des Unabhängigen Frauenverbandes

Der 3.12.1989 gehört für mich zu den schönsten Erinnerungen an die Wendezeit. Seit dem Sommer herrschte eine unglaubliche Unruhe, so wie es war, war es nicht mehr auszuhalten, aber was da kommen würde, war ungewiss. Seit dem 7. Oktober überschlugen sich die Ereignisse, Demonstrationen in Dresden und Leipzig und schließlich auch in Berlin. Diskussionen und Versammlungen allerorten, Debatten im Freundes- und Kollegenkreis bis in die Nacht hinein. Dann in Berlin diese wunderbare Demonstration am 4.11.89, diese Befreiung auf der Straße, als auf einmal alles möglich schien. Überall trafen sich die Leute, man wollte dabei sein, irgendetwas tun. Die »Lila Offensive« lud zu einem Treffen engagierter Frauengruppen in die Gethsemane-Kirche ein, wieder endlose Debatten darüber, was zu tun sei. Irgendwie die Kräfte bündeln, nicht wieder den Männern das Sagen überlassen, sich bemerkbar machen, eine Partei gründen ... In diese Atmosphäre hinein schlugen Walfriede Schmitt und Kolleginnen vor, ein Frauenfest zu veranstalten. Wir könnten die Volksbühne haben. Eine verrückte Idee, wem stand schon der Sinn nach einem Fest! Aber der Ort war großartig. Und warum eigentlich nicht ein Fest, anders Politik machen als früher, als gewohnt, als Männer ...

Und dann wurde es ganz wunderbar. Ich hatte so etwas noch nie gesehen, ein riesiger Saal bis zum letzten Platz gefüllt mit Frauen, die in dieser Theateratmosphäre etwas ganz anderes als Theater machten. Sie standen auf und sprachen von ihren Plätzen über ihr Leben, über ihre Ängste und ihre Träume. Und sie waren erstaunt, dass sie damit nicht allein waren, dass es den anderen auch so ging. Sie hatten geglaubt, es läge an ihnen, wenn sie Beruf und Familie, die eigene Entwicklung und die ihrer Kinder nicht gut zusammen bekommen und stellten nun fest, dass das Teil der Politik war. Und dann fingen sie an, Ideen zu entwickeln, sich zusammen zu tun, sie alle wollten mitmachen, gestalten, sich engagieren. Das war das Fest, und ich habe es als ein sehr fröhliches in Erinnerung. Als eine fröhliche Befreiung von dem Druck, vor allem von der ideologischen Glocke, die ich über mir gespürt habe, auch von dem Druck, für alles immer allein verantwortlich zu sein.

Wenn ich mir allerdings die Bilder ansehe von damals, dann sehe ich einen großen Ernst auf den Gesichtern liegen. Und dann frage ich mich, ob mich nicht die Erinnerung täuscht. Vielleicht kommt mir das nur aus heutiger Perspektive so fröhlich vor, weil in allem Anfang ein großes Versprechen liegt, weil ich die Zeit

danach nur noch als hektisch und angestrengt erinnere, und weil ich weiß, wie die Geschichte ausgegangen ist – es gibt diese solidarische Massenversammlung von Frauen nicht mehr. Dann muss wenigstens der Anfang grandios gewesen sein.

Wir hatten uns versammelt, weil wir das Gefühl hatten, die ganze Sache – nennt es Wende, nennt es friedliche Revolution – geht an uns vorbei. In diesem Gefühl waren wir uns einig. Nie zuvor und nie wieder habe ich erlebt, dass so viele Frauen spontan auf die Bühne gesprungen sind oder sich das Mikrofon gegriffen haben und nicht nur erzählt haben, was sie erlebt und erfahren haben, sondern dass sie Wut herausgelassen und Forderungen gestellt haben. Es entstand das glückliche Gefühl, sich gefunden zu haben, nicht mehr allein zu sein, dass wir etwas miteinander anstellen und machen können.

Dieses Gefühl haben viele Frauen mit uns geteilt, die damals nicht dabei waren. Ich weiß nicht, ob alle das so mitbekommen haben, aber wir haben nach diesem Fest, auf dem schließlich der Unabhängige Frauenverband gegründet wurde, sehr viel Post bekommen. Eine Frau schrieb beispielsweise: »Ja, wir sind verrückt nach Befreiung und Frieden.« Damit traf sie die damalige Stimmung sehr genau, diesen utopischen Überschuss, der darin steckte.

Frigga Haug, eine Westberliner Feministin, die mit uns Kontakt aufgenommen hatte, weil sie von der Bewegung so begeistert war, las diese Briefe und hatte die Idee, daraus ein kleines Büchlein zu machen. Sie stellte uns ihre Redaktion und ihren Verlag zur Verfügung, und an einem Wochenende haben wir ein »Argument«-Extraheft »Unabhängiger Frauenverband« produziert. Und einfach, um Euch die Atmosphäre von damals noch mal hoch zu holen, will ich hier ein paar Auszüge vorlesen, die ich nach wie vor einzigartig finde.

Christa H. aus Neuruppin schrieb:

»Liebe Vorkämpferinnen, das seid ihr wohl, denn die wenigsten Frauen, die ich kenne, sind sich ihrer Rolle heute und in der Gesellschaft, die uns bald unterwalzt, bewusst. Die meisten halten euch für Spinner, Ausgeflippte oder intellektuelle Traumtänzerinnen. Sie sind zufrieden, wenn die Ehe einigermaßen friedlich läuft, auf der Arbeit Ruhe herrscht und sie Rouladen zum Wochenende ergattern. Sicher, das sind alles Dinge, die nicht unwichtig sind im Leben, aber diese Frauen erkennen nicht, dass die anstehenden gesellschaftlichen Veränderungen bis in die Familien gehen werden. Existenzen werden gefährdet sein, Unzufriedenheit breitet sich aus, Ehen gehen dadurch kaputt. Wenn ich meine Kolleginnen, studierte Leute! in ihrer Ignoranz so sehe, bekomme ich Angst. Für die Alleinstehenden mit Kindern haben sie nicht mal Mitleid übrig. Irgendwer muss eben auf der Strecke bleiben wenn es dem großen Teil besser gehen soll. Und überhaupt, sie hätten ja auch bei ihren Männern bleiben können. Was mussten sie auch Selbstachtung haben, oder gar den Drang, sich auch außerhalb der Familie zu verwirklichen.« Dann stehe ich da, mir bleibt die Luft weg und mir fehlen die Argumente. Auch deshalb müsst Ihr in die Offensive gehen. Es ist toll, dass Ihr Euch in die Regierung vorgekämpft habt. Lasst Euch nicht unterbuttern. Ihr müsst mehr an die Öff-

fentlichkeit, an die Frauen auch in der Provinz herantreten. Es wird schwer für Euch sein, Mitstreiterinnen zu finden. Diejenigen, die Euch vertrauen, in Euch eine Vertreterin ihrer Interessen sehen, sind gefangen im Kreislauf von Arbeit und Kindern. Immer mit einem schlechten Gewissen, den Kleinen zu wenig Zeit zu widmen. Babysitter kennt man bei uns nicht. Es ist schade, daß Feminismus oft mit Fanatismus gleichgesetzt wird. Wahrscheinlich sind Frauen doch nicht so diplomatisch wie man(n) ihnen nachsagt. Also haltet durch.«

Und Veronika L. aus Dresden schrieb:

»Endlich ein Unabhängiger Frauenverband in der DDR. Aber, wo bleiben die Lesben? Wir sind hier eine kleine Gruppe von lesbischen Frauen und Mädchen, 17 bis 24 Jahre, die verständlicherweise nicht so mit Problemen konfrontiert werden, wie zum Beispiel, er als Hauptverdiener, sie als Dazuverdiener. Wie lange noch? Oder, Frau bekommt die Kinder, ist damit die Zuständigkeit festgeschrieben? Deshalb unsere Frage oder Bitte nach einer Interessenvertretung auch für lesbische Frauen und Mädchen, die diese Probleme ja nicht haben, sich aber auch mit Fragen und Problemen in Bezug auf ihre Lebensweise auseinandersetzen müssen. Wenn Ihr Euch Frauenverband nennen wollt oder sein möchtet, dann müsstet Ihr Euch endlich auch einmal mit Fragen und Problemen beschäftigen oder diese ansprechen, welche die Lesben betreffen, oder gibt es in Eurem Frauenverband nur Heteras? Wir würden uns sehr über eine Antwort oder Nachricht von Euch freuen.«

Und schließlich ein drittes Beispiel, Katharina M. aus Leipzig:

»Für den Unabhängigen Frauenverband empfehle ich eine Abgrenzung vom Feminismus bzw. eine Auseinandersetzung damit, da dieser Begriff viele Frauen und besonders Männer abschreckt und damit die Frauenfrage unzugänglich macht. Denn feministisch wird meiner Meinung nach allgemein mit männerfeindlich assoziiert, mit dem Ziel, statt männlicher nun weibliche Herrschaftsstrukturen zu errichten.«

Drei sehr DDR-typische Haltungen, drei sehr typische Zeitzeugnisse. Die Briefe verweisen darauf, wie unterschiedlich Frauenfragen wahrgenommen wurden, wie umstritten feministische Vorstellungen waren. Mindestens so heterogen war auch das Publikum damals in der Volksbühne.

Dennoch gab es bei aller Verschiedenheit von Lebensstilen so etwas wie geteilte Erfahrungen. Wir fühlten uns als Frauen entgegen anderslautender Propaganda benachteiligt, überfordert und auch diskriminiert. Wir waren überarbeitet, wir hatten zu wenig Zeit für unsere Kinder, wir kamen im Beruf nicht richtig voran, wir sahen, wie unsere Großmütter, die mehr als vierzig Jahre lang schwer gearbeitet hatten, mit einer mageren Rente auskommen mussten, wir wohnten in verkommenen Löchern. Irgendwas stimmte nicht. Die Frauenfrage war nicht gelöst, bloß, weil wir arbeiten durften. Aus ökonomischer Unabhängigkeit folgte nicht automatisch Emanzipiertheit.

In der Ideologie wurden wir als berufstätige Mütter hochgehalten aber eben auch gefordert, und standen so ständig unter Druck, weil für uns »ja alles getan«

wurde. Wir waren im Beruf nie so richtig einsatzfähig, denn es gab ja da noch die Kinder, und für die Kinder nicht so richtig da, denn da war ja noch die Arbeit. Angeblich spielte in der DDR Geld keine Rolle, aber alleinstehende Frauen mit Kindern hatten oft ein Einkommen an der Armutsgrenze. Die Alimente waren ein Witz. Und wie Hildegard Maria Nickel schon in Vorwendezeiten herausgefunden hat, verdienten Frauen auch in der DDR ein Drittel weniger als Männer.

Sicher, das, was ich hier beschreibe, waren vor allem die Erfahrungen junger Mütter, aber diese waren es auch, die den Frauenaufbruch 1989 ganz entscheidend geprägt haben, in der Volksbühne tobte damals auch ein ganzer Schwarm Kinder. Selbst dem Manifest ist anzumerken, dass ich es aus meiner damaligen sozialen Situation heraus geschrieben habe, als Mutter von zwei Kindern, die damals neun und dreizehn Jahre alt waren. Den Müttern ging die Wende an die Substanz. Aus der Müttersituation heraus waren wir sensibilisiert für Veränderungen in die falsche Richtung, es war uns klar, wer als erstes seinen Job verlieren würde, und dass wir in dem nun einsetzenden Konkurrenzkampf nicht mithalten können würden.

Durch die Gründungsveranstaltung sind aus diesen vagen Gefühlen Erkenntnisse geworden. Die erste Erkenntnis war, wir sind nicht allein und wir sind nicht wenige. Und so heterogen die Frauen auch sein mögen, sie teilen dieses Grundgefühl der Benachteiligung. Die zweite Erkenntnis war, es ist nicht mein persönliches Versagen, wenn ich damit nicht klarkomme, es handelt sich um ein strukturelles Problem. Das Gefühl stimmt, wir werden tatsächlich diskriminiert. Und zwar nicht nur in Bezug auf Löhne und soziale Positionen, sondern vor allem hinsichtlich der Belastung. Könnt Ihr Euch noch erinnern, wie anstrengend es war, einzukaufen, Freitagabend durch die Kaufhalle zu ziehen? Erst stand man eine halbe Stunde an, um überhaupt einen Korb zu kriegen, dann kämpfte man sich mit anderen zusammen durch die Regale, um noch dieses oder jenes zu erwischen, wie es so schön hieß, und dann stand man eine weitere Stunde an der Kasse an. Das Ganze mit zwei kleinen Kindern im Gespann.

Die dritte Erkenntnis jedenfalls war, das darf so nicht weitergehen. Das darf um Gottes Willen so nicht weitergehen, was die Männer sich da schon wieder ausdenken, das geht so nicht, da muss man irgendwie seine Stimme erheben. Und das glaube ich, das ist die historische Funktion des Unabhängigen Frauenverbandes gewesen, eine Organisationsstruktur zu bieten, mit deren Hilfe unsere Forderungen nach Partizipation durchsetzbar wurden. Von nun an kam niemand mehr an den Frauen vorbei. Der Dachverband war für die politisch sehr unterschiedlichen Frauengruppen und -interessen genau die richtige Form.

Dennoch haben wir nicht die typischen Frauenfragen zu unserem Thema gemacht, sondern die großen gesellschaftlichen Probleme zu Frauenfragen erklärt. Wir wollten zunächst mitreden, mitentscheiden, und zwar in allen Belangen: Wirtschaft, Recht, Verfassung, Finanzen, Ökologie. Das jedenfalls war der Grundtenor des Manifestes, dem so viele damals zugestimmt haben.

Zur Erinnerung möchte ich Euch den Anfang noch einmal vorlesen. Die Überschrift lautet: »Ohne Frauen ist kein Staat zu machen.« Wenn ich mich recht erinnere, ist das geklaut. Und zwar von der damaligen CDU-Familienministerin Ursula Lehr, einer Entwicklungspsychologin, die in den sechziger Jahren zu Berufstätigkeit und Mutterschaft geforscht und durchaus fortschrittliche Ansichten vertreten hatte und mit deren Schriften ich mich in meiner Dissertation befasst hatte. Der Untertitel lautet: »Einige Frauenfragen an ein alternatives Gesellschaftskonzept oder Manifest für eine unabhängige, für eine autonome Frauenbewegung«. Der Text ist – so lese ich das aus heutiger Perspektive – von einem tief sitzenden Skeptizismus getragen. Ich hatte das Gefühl, der gerade einsetzende Veränderungsprozess geht an ganz wichtigen Fragen vorbei, und es handelte sich dabei nicht nur um die klassischen Frauenfragen, es ging um den ökologischen Umbau der Wirtschaft und um die gerechte Verteilung von Ressourcen in der Welt. Und ich fand, dass Frauen bei diesem gesellschaftlichen Umbau ganz grundsätzlich mitreden müssen, dass Männer das nicht schon wieder allein entscheiden dürfen.

Und so geht der Text los:

»Die Frauenfrage sei gelöst behaupten die Einen, sie sei jetzt nicht das vorrangige Problem sagen die Anderen, sie muss jetzt endlich auf die Tagesordnung, sagen die Dritten. Aber was ist das überhaupt – die Frauenfrage?

Wir Frauen müssen heute konstatieren: Der Umbruch der DDR-Gesellschaft wurde von den Massen auf der Straße eingeleitet. Frauen waren als Vorkämpferinnen und als Mitstreiterinnen, als Betroffene des Massenexodus und als Opfer der Übergriffe überall dabei. Aber bei der Ausarbeitung zukünftiger Gesellschaftsstrategien zur Erneuerung der sozialistischen Gesellschaft bleiben Frauen schon wieder außen vor.

»Neue Männer braucht das Land«, lautete eine der in den letzten Wochen immer wiederkehrenden Losungen. Braucht es nicht auch neue Frauen? Der erste Mann des Landes, Modrow, hat sich eine Frau an seine Seite geholt. Ein neuer Anfang? Diese Gesellschaft befindet sich in einer tiefen Krise. Nach wie vor verlassen die BürgerInnen ihr Land zu Tausenden. Die führende Partei ist moralisch bankrott. Die Auflösung des Sozialismus als Gesellschaftssystem scheint unmittelbar bevorzustehen. Auf der anderen Seite leckt man sich schon die Lippen. Können wir uns in einer solch komplizierten Situation überhaupt eine Frauenfrage leisten? Wir müssen dieser scheinbar zwanghaft ablaufenden Entwicklung ein alternatives Gesellschaftsmodell entgegensetzen. Aber wer wird noch darauf hören, wenn wir für einen erneuerten Sozialismus plädieren? Und dennoch: Dieses Land muss zu einer Gesellschaft entwickelt werden, in der die Entwicklungsmöglichkeiten der Individuen das eigentliche Ziel sind oder es wird dieses Land nicht mehr geben.«

Ganz klar, die »Erneuerung der sozialistischen Gesellschaft«, das war mein Ausgangspunkt. Und ich glaube nicht, dass den alle Frauen in der Volksbühne damals geteilt haben. Am Ende schlage ich in dem Manifest vor, sich auf einen Minimalkonsens von Forderungen zu einigen:

1. *für einen modernen Sozialismus auf deutschem Boden in einem gemeinsamen europäischen Haus*
2. *für eine ökologische Reorganisation der Wirtschaft*
3. *für Demokratie, Selbstverwaltung und Öffentlichkeit*
4. *für eine multikulturelle Gesellschaft*
5. *für ein solidarisches Miteinander aller sozialen Gruppen*

Außer dem ersten Punkt klingen die anderen vier nach grün-links-alternativ-feministischer Bewegung. Von deren Politik war ich damals fasziniert, in dieser Bewegung gab es starke, politisch hochinteressante, sehr souveräne Frauen. Ich habe das interessiert verfolgt, mich von ihren Schriften anregen lassen. Und ich glaube, ich stand damit nicht allein, wenngleich ich nicht weiß, wie viele damals ein solches prosozialistisches Erneuerungsprogramm noch geteilt haben.

Die feministisch-grüne Tendenz war natürlich auch ein Anknüpfungspunkt für die westliche Frauenbewegung, die sich von Anfang an für uns interessiert und uns unkompliziert und solidarisch unterstützt hat. Vor allem hat sie uns ganz praktisch geholfen. Vielleicht gab es auch den einen oder anderen »weisen« Ratschlag, mag sein, ich habe die Frauen, die zu uns rüber kamen, jedenfalls nicht als dominant oder besserwisserisch erlebt und bin noch heute dankbar für die Offenheit und die Begeisterung, mit der sie uns entgegen gekommen sind.

Nach dem Fest – Utopie und Politik

Ob nun sehr fröhlich oder eher ernsthaft, jedenfalls voller Ideen hatten wir einen Verband gegründet, überzeugt, dass unsere Gedanken unverzichtbar sind in einem solchen Umbruchprozess. Unsere wichtigste Forderung bestand darin, angehört zu werden. Und tatsächlich gelangten Walfriede Schmitt und ich an den Zentralen Runden Tisch und viele von uns an die Runden Tische im ganzen Land. Von da an erinnere ich die nächsten Wochen als eine Aufeinanderfolge von Sitzungen, Versammlungen, Demonstrationen, Beratungen – das ging früh los und dauerte oft bis tief in die Nacht. Und es mussten unablässig wichtige Entscheidungen getroffen werden, auch von mir, die ich von Regierungsgeschäften keine Ahnung hatte. Wir mussten Frauen in alle möglichen Gremien schicken, das geschah mehr oder weniger zufällig und auf Zuruf, wer gerade da war und sich bereit erklärte ... So wurde Petra Bläss für den Wahlausschuss nominiert und auch gleich zur Vorsitzenden gewählt, und Tatjana Böhm wurde Ministerin ohne Geschäftsbereich in der Modrow-Regierung. Dann musste sich der Unabhängige Frauenverband ja auch irgendwie konstituieren, Sprecherinnen wählen, sich eine Satzung geben, ein Programm, sich republikweit organisieren ... Die Zeitungen, das Fernsehen, die Medien fragten an, es lässt sich gar nicht mehr alles rekonstruieren. Irre. Keine Ahnung, wie wir das durchgehalten haben. Ich glaube, sehr viele von uns waren Akademikerinnen und konnten sich das irgendwie leisten mit der flexiblen Ar-

beitszeit an den Universitäten, andere haben sich freistellen lassen, ich weiß es nicht mehr.

Relativ schnell wurden Neuwahlen beschlossen und wir mussten uns dazu verhalten. Nachdem klar war, dass die Oppositionsgruppierungen nicht geschlossen antreten würden, suchten sie sich Partner bei den etablierten westlichen Parteien. Im Frauenverband wurde heiß debattiert, die Vorschläge reichten von der Gründung einer eigenen Frauenpartei bis zur Nichtteilnahme an den Wahlen – übrigens die Option, für die ich votierte. Ich fand, der Dachverband sollte als überparteiliches Frauenbündnis bestehen und so viele Frauen wie möglich auf guten Listenplätzen in den Parteien ihrer Wahl kandidieren – Angebote gab es von der CDU bis zur PDS. Dieser Vorschlag bekam keine Mehrheit, wir gingen ein Wahlbündnis mit den Grünen ein und am Ende, wegen der hinteren Listenplätze und dem miserablen Wahlergebnis, zog keine einzige UFV-Frau in das neu gewählte Parlament ein.

Trotzdem waren wir mit unserem Engagement erfolgreich, vor allem in der Republik. In den Bezirken, Kreisen, Städten hatten die Runden Tische eine ganz andere Funktion als in Berlin der zentrale Runde Tisch, denn da saßen die neuen oppositionellen Gruppierungen tatsächlich mit den damals Regierenden zusammen an einem Tisch. Da ist in einer ganz anderen Weise Politik gemacht worden. Dass es den Unabhängigen Frauenverband gab, hat den politisch aktiven Frauen eine Ausgangsbasis und eine Legitimation verschafft. Dort sind die unterschiedlichsten Bündnisse eingegangen worden und viele UFV-Frauen sind in die neuen Parlamente gewählt worden. Ich weiß nicht, ob die Leistung, die dort erbracht worden ist, analysiert und untersucht worden ist.

Was aus der kurzen Phase des Umbruchs auch geblieben ist, ist die Erfahrung von Selbstermächtigung. Ich weiß nicht, ob Euch das auch so geht. Es gab keinen Weisen mehr im Hintergrund. Es gab niemanden, der gesagt hat, was man jetzt als nächstes tun oder mit welchen Forderungen man jetzt losziehen soll. Das kam alles aus uns selbst, wir haben mit Argumenten darum gestritten. Das ist eine der prägendsten Erfahrungen meines Lebens gewesen, keinen Guru über mir zu haben, der mir sagt oder der anderen sagt, wo es langgeht. Das finde ich also eine ganz wichtige Geschichte, diese Erfahrung möchte ich nicht missen.

Schließlich finde ich sehr wichtig, dass der Frauenverband, so wie er sich am Anfang konstituiert hat, und Irene Dölling hat darauf auch noch mal aufmerksam gemacht, nicht mit partikularistischen Fraueninteressen angetreten ist, sondern mit dem Anspruch, die ganze Welt zu verändern und in allen Fragen mitreden zu können. Und das haben wir getan: wir haben mitdiskutiert, wir waren in allen wichtigen Ausschüssen vertreten und haben Konzepte für die Zukunft erarbeitet: Bildung, Verfassung, Mediengesetzgebung, Umweltfragen, Sozialcharta usw. Die Frauen haben mit einer bis dahin nie dagewesenen Präsenz ihre Kompetenz, Klugheit, Leben- und Berufserfahrung eingebracht.

Das ist etwas, was bleiben wird. Das kann uns keiner nehmen, und das finde ich nach wie vor fantastisch.

Dokument 1989

Das folgende »Manifest für eine autonome Frauenbewegung« wurde von Walfriede Schmitt auf der Veranstaltung in der Berliner Volksbühne am 3. Dezember 1989 unter dem begeisterten Jubel der 1200 anwesenden Frauen verlesen.

Ina Merkel

Ohne Frauen ist kein Staat zu machen

Einige Frauen-Fragen an ein alternatives Gesellschaftskonzept oder:

Manifest für eine autonome Frauenbewegung

Die Frauenfrage sei gelöst, behaupten die Einen, sie sei jetzt nicht das vorrangige Problem sagen die Anderen, sie muß jetzt endlich auf die Tagesordnung, sagen die Dritten. Aber was ist das überhaupt – die Frauenfrage?

Wir Frauen müssen heute konstatieren: Der Umbruch der DDR-Gesellschaft wurde von den Massen auf der Straße eingeleitet. Frauen waren als Vorkämpferinnen und als Mitstreiterinnen, als Betroffene des Massenexodus und als Opfer der Übergriffe überall dabei. Aber bei der Ausarbeitung zukünftiger Gesellschaftsstrategien zur Erneuerung der sozialistischen Gesellschaft bleiben Frauen schon wieder außen vor.

»Neue Männer braucht das Land«, lautete eine der in den letzten Wochen immer wiederkehrenden Losungen. Braucht es nicht auch neue Frauen? Der erste Mann des Landes, Modrow, hat sich eine Frau an seine Seite geholt – ein neuer Anfang?

Diese Gesellschaft befindet sich in einer tiefen Krise. Nach wie vor verlassen die BürgerInnen ihr Land zu Tausenden. Die führende Partei ist moralisch bankrott. Die Auflösung des Sozialismus als Gesellschaftssystem scheint unmittelbar bevorzustehen. Auf der anderen Seite leckt man sich schon die Lippen. Können wir uns in einer solch komplizierten Situation überhaupt eine Frauenfrage leisten?

Wir müssen dieser scheinbar zwanghaft ablaufenden Entwicklung ein alternatives Gesellschaftsmodell entgegensetzen. Aber wer wird noch darauf hören, wenn wir für einen erneuerten Sozialismus plädieren? Und dennoch: Dieses Land muß zu einer Gesellschaft entwickelbar werden, in der die Entwicklungsmöglichkeiten der Individuen das eigentliche Ziel sind, oder es wird dieses Land nicht mehr geben. Ein Gesellschaft, in der Arbeit und Konsum, Politik und Lebensumwelt gestaltbar werden, gestaltbar durch sich selbst bestimmende und selbstverwaltende Subjekte. Das schließt eine optimale Entwicklung der Wirtschaft ein, aber so, daß sie nicht länger die lebensweltlichen Bedürfnisse und Interessen der Individuen dominiert, sondern für die individuelle Entwicklung freie gesellschaftliche Räume, frei verfügbare Zeiten und eine funktionale Gegenständlichkeit schafft. Das schließt politische Macht nicht aus, wohl aber die Unterordnung der Individuen unter diese Macht. Das heißt: Wirtschaft und Politik müssen sich grundsätzlich neue Mechanismen und

Strukturen schaffen, die die Durchsetzung sozial-progressiver Ziele garantieren. Das heißt: der Entwicklungsprozeß der Gesellschaft muß für die Subjekte gestaltbar gehalten werden, er muß in Permanenz erneuerbar und lernfähig sein.

Sicher ist: wir brauchen eine Wirtschaftsreform und die Reform des politischen Systems. Aber die zu erwartenden Umbrüche in der Lebensweise, in den Bedürfnissen und in der sozialen Lage dürfen nicht wieder als Folgeprobleme nach hinten geschoben werden. Wir müssen dringend auf ein alternatives Konzept von Lebensweise bestehen und wir sollten die Parteien und politischen Bewegungen danach fragen, welche neuen Lebensperspektiven diese oder jene Strategien eröffnen, damit auch unsere Erwartungen, unsere Frauen-Fragen in einem alternativen Gesellschaftskonzept politikfähig werden.

Wir müssen darauf bestehen, daß Frauenfragen keine gesellschaftlichen Randprobleme sind sondern existenzielle Grundfragen. Sie betreffen die Existenzweise der Gesellschaft, ihren reproduktiven Zusammenhang, ihre Entwicklungsmöglichkeiten und Ziele. Daher denke ich, wenn wir Frauen dafür sorgen wollen, daß unsere besonderen Interessen, die wir aufgrund unserer besonderen Lebenslage und unserer spezifischen Erfahrungen haben, in einem modernen Gesellschaftskonzept nicht nur irgendwie berücksichtigt werden, benötigen wir selbst eine gesamtgesellschaftliche Herangehensweise. Welche Problemfragen könnten für ein solches Konzept konstitutiv sein, was sind hier allgemeine und was besondere Frauen-Fragen?

1

Diese Gesellschaft bewegte sich in den letzten Jahren zielgerichtet auf einen Abgrund zu. Es kam zu einer rapiden Verschlechterung der Lebensbedingungen der Menschen, ihrer sozialen Lage. Sehr deutlich äußert sich diese Bewegung u. a. in der Verschärfung der Beziehungen zwischen Mann und Frau. Sie drückt sich aus in einer ständig steigenden Scheidungsrate und einem andauernden Geburtenrückgang. Sie erscheint im geringen Lebensstandard alleinerziehender Mütter, sie erweist sich in der schmähhlichen Vernachlässigung unserer älteren Frauen, derjenigen also, auf deren Rücken sich dieses Land nach 1945 aufrichtete. Sie zeigt sich aber auch da, wo sie bis heute keiner wahrhaben will: in dem starken Gefälle von männlichem und weiblichem Arbeitslohn, von männlichem und weiblichem Zugriff auf materielle und kulturelle Lebensbedingungen, auf Entscheidungsbe-fugnisse und politische Macht. Frauen haben zugleich die Mängel der Versorgung, der Infrastruktur und des Dienstleistungssystems durch ihre Mehrarbeit kompensieren müssen. Frauen sind zunehmend männlicher Aggressivität hilflos ausgeliefert. Die Sexualisierung des weiblichen Körpers ist schon wieder gesellschaftsfähig.

Letztendlich aber werden unsere Kinder die wirklichen Opfer dieser verfehlten Entwicklung sein. Ihnen werden die Altlasten versäumten Umweltschutzes, ausge-powerter Natur und jahrzehntelanger Mißwirtschaft aufgebürdet. Sie leiden unter

der Nervosität und Gefühllosigkeit bis zum letzten angestrenzter Mütter und Väter. Sie sind die Leidtragenden eines anachronistischen Bildungssystems.

Das sind einige der gravierenden sozio-kulturellen Folgen des staatlich-administrativen, bürokratischen Sozialismus. Die Selbstherrlichkeit einer männlich dominierten Führung hat dieses Land an den Rand des Abgrunds geführt. Männer sind für die Politik der letzten Jahrzehnte hauptverantwortlich und vor allen Männer haben diese Politik als politische Leiter, Direktoren und Betriebsleiter mitgetragen, obwohl sie es hätten besser wissen müssen. Auch Frauen sind politisch mitverantwortlich für die entstandene Lage, aber sie befanden sich in allen gesellschaftlichen Bereichen in einer untergeordneten Position.

2

Heute sehen wir uns mit der Tatsache konfrontiert, daß für viele unserer MitbürgerInnen die soziale und kulturelle Identität mit einer sozialistischen Lebenswelt zu zerbrechen droht. Schon werden die Auswege im »Land der Väter« gesucht. Wir aber sollten uns an dieser Stelle fragen, ob wir zu solchen Wieder/Vereinigungskonzepten eine reale und lebenswerte, eine sozialistische Alternative entwickeln können? Welche Zukunft können wir in einer solchen sozial katastrophalen Lage den Menschen bieten, welche Lebensperspektiven wollen wir Ihnen eröffnen, damit es sich für sie lohnt, hierzubleiben?

Wollen wir uns etwa mit den Herren in Bonn wiedervereinigen, die Diktatur des Politbüros durch die Diktatur des Bundeskanzleramts ersetzen? Wiedervereinigung heiße in der Frauenfrage drei Schritte zurück – es heiße überspitzt gesagt: Frauen zurück an den Herd. Es heiße: wieder kämpfen um das Recht auf Arbeit, kämpfen um einen Platz für den Kindergarten, um die Schulspeisung. Es heiße, vieles mühsam Errungene aufzugeben, statt es auf eine neue qualitative Stufe zu heben.

Die Frauen haben kein Vaterland zu verlieren sondern eine Welt zu gewinnen. Wir sollten gerade jetzt die Chance ergreifen, in einem erneuerten Sozialismus die Vielfalt unserer Lebensformen, unsere individuelle Verschiedenartigkeit, unsere Bedürfnisse und Ansprüche zur Geltung zu bringen. Bringen wir unsere Frauenbewegung auf die Höhe der Zeit. Schließen wir uns den linken Kräften in Europa an. Setzen wir uns für eine multikulturelle Gesellschaft ein, in der jedeR die seinen nationalen, kulturellen und sozialen Besonderheiten entsprechende Lebensstile ausprägen kann. Sorgen wir dafür, daß in unserem Land niemand wegen seiner Herkunft, seiner Nationalität, wegen seiner Behinderung oder einfach seiner Andersartigkeit ausgegrenzt wird. Schaffen wir vielmehr die Bedingungen für die Entwicklung solidarischer Beziehungen – zwischen Männern und Frauen, zwischen Eltern und Kindern, zwischen Alten und Jungen, zwischen Gesunden und Kranken.

3

Ist ein Konzept der Entwicklung zu einer Konsum- und Leistungsgesellschaft nach westlichen Vorbild – aber ohne eine erfahrene und starke Gewerkschafts- und Frauenbewegung – dafür hilfreich? Was versprechen sich Frauen von einer Wirtschaftsreform? Welche Alternativen sind für Frauen interessant, welche Gesellschaftsmodelle sollten sie favorisieren?

Die Völker der Erde stehen heute vor existenziellen globalen Problemen. Umweltzerstörung, Kriegsgefahr und lebensbedrohliche Lage in der Dritten Welt sind die Folgen der hemmungslos expandierenden männlich dominierten Industriegesellschaften. Die folgenreiche Logik einer auf der Beherrschung der Natur und der Unterdrückung großer Bevölkerungsgruppen (darunter besonders der Frauen) beruhenden Entwicklung muß durchbrochen werden, wenn die Menschheit sich nicht am Ende selbst vernichten soll. Frauen sind vielleicht unmittelbar betroffen von dieser Logik und sie haben als Mütter eine besondere Verantwortung für die Sicherung einer menschlichen Zukunft.

Die Folgen fortgesetzter Zerstörung der Umwelt sind heute schon spürbar. Wir Frauen bringen unsere Kinder in eine gefährdete Welt und wir haben Angst vor ihrer Zukunft. Wir durchleiden mit ihnen die verpestete Luft, den ständigen Husten, die Allergien. Wir fragen uns, ob wir sie weiterhin mit unserer bleivergifteten Muttermilch nähren dürfen. Schon heute bekommen wir in vielen Gebieten der DDR das Trinkwasser für die Babynahrung in Flaschen geliefert. Wir Mütter sollten aufs höchste beunruhigt sein über den Verfall der Natur und der Städte, über den Verlust von Kulturgeschichte und Landschaft. Denn wenn es so wie bisher weitergeht, werden unsere Kinder bald nicht mehr wissen, was ein Schmetterling ist, wir werden mit ihnen in Sommer an Wassern sitzen, in denen sie nicht baden können. Wir werden nicht wagen, mit ihnen Pilze zu sammeln oder Beeren zu pflücken.

Wir Frauen sollten uns deshalb für ein Wirtschaftskonzept einsetzen, daß in der ökologischen Reorganisation der Gesellschaft, d. h. der Wirtschafts- und der Lebensweise, den entscheidenden Ansatz für die Bewältigung der Krise sieht.

Ein solches Konzept darf aber nicht dazu führen, daß unsere Lebensweise und Kultur weiterhin von Mangel diktiert wird, es darf nicht zu einer weiteren Reduktion konsumtiver Standards kommen, sondern wir setzen uns ein für die Entwicklung und Befriedigung vielfältiger Bedürfnisse.

Wie soll das aber zusammengehen – eine ökologisch vernünftige Produktion und Entwicklung der Bedürfnisvielfalt? Das kann nur gut gehen, wenn es uns gelingt, überzeugende kulturelle Alternativen zu bisherigen Formen der Konsumtion, Ernährung und Bedürfnisbefriedigung zu entwickeln. Das könnte bedeuten, sich für eine vernünftige Ernährungsweise einzusetzen – mit weniger Fleisch und mehr Obst und Gemüse. Ungestaltung der Lebensweise bedeutet auch mehr frei verfügbare Zeit für jeden und Schaffung sinnvoller gesellschaftlicher Alternativen zur privateigentümlichen Anhäufung von Reichtümern.

Braucht jede Frau ein Auto? Nein, denn nur wenige können sich eines leisten, es ständig pflegen und reparieren und deshalb wären viele Frauen zufrieden, wenn sie für Urlaubsreisen und freie Tage unkompliziert eines mieten könnten oder wenn der Nahverkehr genügend attraktive Sonderangebote für Wochenend- und Ferienreisen bereitstellen würde. Frauen würden auch auf die eigene Datsche verzichten, wenn es komfortable Feriendörfer gäbe, mit Vollverpflegung und Freizeitangeboten vom Sport bis zur Gartenarbeit, in die man auch gemeinsam mit Bekannten und Freunden fahren kann, in denen man jederzeit einen Platz bekommt und die man vielleicht auch gemeinschaftlich verwaltet.

Frauen haben ein elementares Interesse an langlebigen und dennoch veränderbaren Wohnungseinrichtungen und an funktionierenden Dienstleistungen.

Wir sollten dazu beitragen, daß attraktive und gemeinnützige Alternativen zur privateigentümlichen Konsumtion entwickelt werden. Setzen wir auf Stadt- und Verkehrsentwicklung statt auf die Erweiterung des Individualverkehrs, auf gemeinnützige Infrastrukturen, auf praktikable Dienstleistungen, auf Öffentlichkeit und Kommunikation anstelle des weiteren Rückzugs in die Privatsphäre.

4

Unsere wackeren VorkämpferInnen bildeten sich lange ein, die Emanzipation der Frau sei vollzogen, wenn die Ausbeutung beseitigt und die ökonomische Unabhängigkeit durch eigene Arbeit gesichert seien. Sie meinten, die Frauen wollten nur nicht an die Macht in Staate und in der Wirtschaft, weil sie sich nicht für fähig hielten und durch ihre Kinder und die Doppelbelastung davon abgehalten würden. Ihr Leben lang bekämpften sie die Vorstellung, daß es auch im Sozialismus eine spezifische Form der Frauenunterdrückung gäbe, aus der die Männer ihren Vorteil ziehen könnten, obwohl ihnen jede Statistik deren schädliche Folgen vor Augen führte. Sie erfanden immer neue Geschenke an die arbeitsamen Frauen und versetzten Ihnen damit hinterrücks den Dolchstoß. Heute ist es nicht nur soweit, daß jedeR LeiterIn es tunlichst vermeidet, eine halbwegs anspruchsvolle Stelle mit den Störfall Frau zu besetzen. Frauen müssen sich darüber hinaus den Vorwurf gefallen lassen, sie leisteten zuwenig und bekämen zuviel Unterstützung.

Was aber bedeutet für Frauen die Durchsetzung des sogenannten Leistungsprinzips? Solange der Leistungsbegriff von männlicher Arbeit abgeleitet wird und nicht das Verhältnis von aufgewendeter Zeit und erzielten Ergebnis mißt, also allgemeine Maßstäbe zur Anwendung bringt, wird mit den Leistungsprinzip die ungerechtfertigte Abwertung weiblicher Arbeit fortgeschrieben. Das heißt weibliche Arbeit in Industrie und Landwirtschaft, in Gesundheits-, Bildungs- und Sozialwesen wird solange unterbezahlt und negativ bewertet, wie diese Gesellschaft nicht neue Kriterien für Leistung entwickelt.

Warum erhält eine Krankenschwester weniger Lohn als der Fahrer eines LKWs? Weil sie weniger leistet? Wohl kaum, sondern weil sie etwas anderes leistet, etwas,

von dem die Gesellschaft nichts zu haben meint. Wo sie scheinbar nur investiert ohne etwas zu erwirtschaften.

Aber, wird hier jemand einwerfen, was ist mit den Frauen, die ständig wegen ihrer kranken Kinder fehlen, sollen sie weiterhin Ausgleichszahlungen für nicht erbrachte Leistungen erhalten? Wird durch sie nicht der gesamte Arbeitsablauf gestört, bringen sie nicht permanent die Frauenarbeit in Verruf? Gegenfrage: warum betreuen in der Mehrzahl die Mütter ihre kranken Kinder? Weil die Väter das größere Geld verdienen, weil sie angeblich die wichtigere, unentbehrlichere Arbeit tun, weil ihre Chefs sagen, daß das nicht infrage käme. Zweite Gegenfrage: was ist daran so Verwerfliches, daß sich Eltern um ihre Kinder kümmern? Sollten wir nicht vielmehr unsere Kinder als kostbarstes Gut behüten und umsorgen und es denen danken, die sie großziehen und umsorgen? Und sind drittens wirklich die kranken Kinder der entscheidende Störfall in unserer sehr störanfälligen Wirtschaft? Letzte Gegenfrage: was tun wir dafür, daß unsere Kinder gesund bleiben? Lassen wir sie am Morgen ausschlafen oder reißen wir sie von frühester Kindheit an vor dem Morgenrauen aus ihren Betten? Wieviel Zuwendung haben wir in einer Arbeitswoche für sie übrig, um ihren seelischen und psychischen Zustand zu erkennen und zu stärken? Können wir sie jederzeit mit genügend Vitaminen gesund ernähren? Wie schützen wir sie vor gereizten und überlasteten Erzieherinnen, vor nörgelnden und unausgeschlafenen Spielkameraden? Und schützen wir sie auch vor uns selbst, vor der ewigen Unzufriedenheit überanstrengter Mütter, vor der Hetze durch die abendlich überfüllte Kaufhalle, vor den hastigen Ins-Bett-Bringen?

Frauen sollten sich deshalb nicht nur für eine Überprüfung der Leistungskriterien engagieren, sie sollten nicht nur die abstrakte Angleichung der Löhne anstreben, sondern sich auch für eine materielle Aufwertung der Erziehungsarbeit einsetzen: Herabsetzung des Rentenalters, Heraufsetzung des Urlaubs für Eltern, Umwandlung des Kindergeldes in ein Erziehungsgeld.

Wir wollen nicht länger die bescheidenen und arbeitsamen, unterbezahlten und für dumm verkauften Helferinnen und Mitarbeiterinnen sein, denen man jährlich zum 8. März ein mageres Dankeschön sagt. Wir plädieren für eine gerechte Verteilung der Arbeit und der Leistungen. Dazu brauchen wir grundlegende strukturelle Veränderungen in der geschlechts-spezifischen Arbeitsteilung, diese sind jedoch nur durch die gezielte Quotierung erreichbar: Quotierung für Frauen in Hochleistungsbereichen, in Leitungen und bei attraktiven Stellungen. Quotierung aber auch für Männer, um ihnen den Zugang zu den über ein erträgliches Maß feminisierten Berufsgruppen in der Volksbildung, in den Dienstleistungen und im Gesundheitswesen zu erleichtern. Quotierung bedeutet nicht nur, eine quantitative Erhöhung des Frauenanteils in bestimmten Berufsgruppen oder Positionen anzustreben, sondern verlangt die gezielte Werbung von Frauen für bestimmte Positionen in Verbindung mit konkreten Fördermaßnahmen. Leitungspositionen dürfen nicht extreme Zusatzbelastung bringen, sondern sollten für Frauen durch ein Mehr an freier Zeit zugänglich gemacht werden. Frauenberufe sollten nicht nur

materiell entschieden aufgewertet werden, sondern auch zu flexibleren Zeitstrukturen führen.

Aber wer will schon eine Quothilde sein, lauten die ersten bescheiden-zurückhaltenden Anfragen von Frauen, die um ihr Prestige fürchten an einer Stelle, wo sie noch keines zu verlieren haben. Wir sollten keine Angst haben um die Fähigkeiten von Frauen. Allzuoft sind uns die mittelmäßigen Männer in die Quere gekommen, haben unsinnige Entscheidungen über uns hinweg getroffen, waren unbelehrbar und haben unseren praktikablen Rat gemieden. Wenn sich allerdings die aufsteigenden Frauen dieselben Ellenbogenmanieren aneignen, wenn sie in gleicher Weise machtbesessen und selbstherrlich über andere hinwegregieren, wenn sie nicht zugleich demokratische Formen der Selbstverwaltung und Entscheidungsfindung praktizieren, dann allerdings werden sie größere Schäden und Fehler kaum vermeiden können.

In der Quotierung liegt die große Chance, zu wirklichen Strukturveränderungen und zu einer neuen Qualität von Politik zu gelangen, zu frauenfreundlichen Politikformen, geprägt von Rationalität, Zeitsinn und praktischer Vernunft. Und haben wir nicht positive Erfahrungen mit Quotierungsregeln in dieser Gesellschaft gemacht – wenn sie nicht in den letzten Jahrzehnten unsinnigerweise überstrapaziert worden wären – nämlich mit der Quotierung von Arbeiter- und Bauernkinder zum Studium und für den beruflichen oder politischen Aufstieg? Die heutigen mittelfünfiger Professoren, Direktoren, Kombinarsleiter und Politiker haben ihre Karriere eben diesen Regeln zu verdanken. Da sollten wir Frauen uns bei allen Bedenken nicht selbst wieder hintanstellen.

5

Radikale Quotierung, d. h. sofortige Halbierung der Besetzung aller gesellschaftlich relevanten Positionen, ist die Voraussetzung für eine wirkliche Demokratisierung. Quotierung und Demokratisierung gehören bei der Erneuerung der politischen Kultur untrennbar zusammen. Diese Frauenfrage ist heute zwar für alle Parteien und politischen Bewegungen ein offenes Problem, aber sie ist noch immer nicht öffentlich. Deshalb brauchen wir eine eigene politische Organisation, eine Sammlungsbewegung, die dafür sorgt, daß Frauenfragen Öffentlichkeit gewinnen und so politikfähig werden.

Erst wenn die Frauen ihrem Anteil an der Menschheit entsprechend repräsentiert sind, können sie sich über ihre Interessen als soziale Randgruppe erheben und sich in gleicher Weise wie Männer den gesellschaftlich übergreifenden Fragen zuwenden. Eben weil Frauen keine soziale Minderheit sind, sondern die Hälfte der Menschheit, müssen sie bei allen Menschheitsfragen ihr Votum einbringen können. Eine Frauenbewegung aber, die ohne ein gesamtgesellschaftliches Konzept sich nur auf die Durchsetzung weiblicher Partialinteressen orientiert, wird sich an Ende selbst marginalisieren.

6

Wir Frauen sollten deshalb für eine vierfache Gewaltenteilung eintreten: d. h. die klassische Gewaltenteilung zwischen Gesetzgebung, Regierung und Rechtssprechung muß durch die vierte Gewalt: eine demokratische Öffentlichkeit erweitert werden. Wir plädieren daher sowohl für die Schaffung einer breiten Frauenöffentlichkeit in Form von eigenen Publikationen, einer eigenen Tageszeitung, eigenen Sendern und Fernsehstudios aber auch Frauenkulturzentren, Frauencafés, unabhängigen Frauenforschungsinstitute usw. wie auch für die Schaffung vielfältiger demokratischer Vertretungsorgane für die Probleme von Konsumtions- und Lebensweise, von Bildung und Erziehung, von Lohn und Preispolitik. Wir brauchen Verbraucherorganisationen, die über die ökologische Verträglichkeit der Produkte entscheiden, wir brauchen autonome Elternvertretungen, die auf die Bildungsinhalte und pädagogischen Strategien Einfluß nehmen können. Und wir brauchen – und das ist wahrscheinlich am dringlichsten – auf der anderen Seite eine Vielzahl von Selbsthilfegruppen und Basisinitiativen, die unmittelbar im Territorium wirken.

7

Unser sofortiges Interesse aber, und darauf zielt das Sofortprogramm, gilt den werktätigen Frauen. Konfrontiert mit den Rationalisierungs- und Effektivierungsstrategien in Wirtschaft und Verwaltung sehen wir die akute Gefahr, daß die unmittelbaren Interessen der werktätigen Frauen in der Arbeit selbst unterminiert werden. Wir sehen die Gefahr, daß Frauen massenhaft aus ihrem gewohnten Arbeitsumfeld herausgelöst werden, ohne daß es hinreichende Konzepte zur Umschulung oder anderweitigen angemessenen Umsetzung in andere Arbeitsbereiche gibt. Um diese Interessen sofort zur Geltung zu bringen und zu verhindern, daß Frauen mit diesen Problemen isoliert und alleingelassen individuell zurande kommen müssen, schlagen wir euch vor, sofort Betriebsräte zu wählen, die das Vertrauen der gesamten Belegschaft genießen und die mit umfassenden Befugnissen zur Einsichtnahme in geplante Veränderungen, mit dem Vetorecht zur Verzögerung vorgesehener gravierender Eingriffe ausgestattet werden.

Das Sofortprogramm umfaßt darüberhinaus kurzfristige Maßnahmen zum Aufbau eines umfassenden sozialen Netzwerks, das den Sinn solidarischer Gemeinschaftlichkeit verpflichtet ist und darauf orientiert, soziale Härten unmittelbar abzufedern.

8

Um diese Sofortmaßnahmen und auch ein strategisch orientiertes Programm politisch durchsetzbar zu machen, brauchen wir eine aktive und handlungsfähige demokratische Frauenbewegung.

Eine solche Sammlungsbewegung sollte sich zunächst in ihren Organisationsstrukturen offenhalten, Verschiedenes probieren, immer wieder Neues erfinden, damit sich nicht allzuschnell hinterrücks die gewohnten patriarchalischen Poli-

tikmuster wieder einschleichen. In ihrem Grundcharakter sollte sie zutiefst basisdemokratische Formen anstreben, jeder Basisgruppe ihre Eigenständigkeit belassen und die Vollversammlung oder den Kongreß als verbindliches Gremium anstreben. Die Kriterien zur Zulassung von Gruppen zur Sammlungsbewegung sollten immer wieder neu beraten werden, so auch die Frage, ob gemischte bzw. autonome Männergruppen in einer Frauenbewegung einen Platz haben können.

Die pluralistische Meinungsvielfalt gründet sicher in einem Minimalkonsens, der jeweils zu den Kongressen neu bestimmt werden muß. Aus diesen Minimalkonsens könnten konzertierte politische Aktionen abgeleitet werden, wie z. B. Wahlprüfsteine für Parteien und politische Bewegungen, Wahlbündnisse mit anderen Organisationen, Aufrufe zu Massendemonstrationen und anderen Formen des Protestes, Hilfs- und Solidaritätsaktionen u. a. m.

Die Kongresse könnten einen Rat der Sprecherinnen wählen, in den die Meinungsvielfalt möglichst gewahrt bleiben sollte. Dieser Rat könnte eine Art Arbeitsgremium sein, das zwischen den Kongressen Arbeitsgruppen oder Ausschüsse zu bestimmten Problemfragen betreibt, Hearings zu Gesetzesvorlagen organisiert, selbst Gesetzesvorlagen ausarbeitet und die parlamentarische Vertretung der Sammlungsbewegung sichert. Um die Professionalität der Sprecherinnen zu sichern, sollten sie für die jeweilige Wahlperiode aus den Mitgliedsbeiträgen feste Diäten erhalten. Hier ist zu überlegen, ob man anstelle der personengebundenen Kandidatinnenwahl besser Listenplätze sichert und Rotationsprinzipien für die parlamentarische Vertretung einführt.

Auf den Kongressen sollten konkrete Aktionsprogramme beraten und beschlossen werden, wobei es günstig wäre, sich auch über strategische und programmatische Zielvorstellungen zu verständigen. Sprecherinnen und Aktionsprogramm sollten im Einzelwahlverfahren (auch für jeden Programmpunkt) durch einfache Mehrheit bestätigt werden. Auf keinen Fall sollte die Beugung der Basisgruppen unter Mehrheitsbeschlüsse angestrebt werden.

Die heutige Gründungsversammlung sollte bereits versuchen, einen provisorischen Rat der Sprecherinnen zu wählen, um die Repräsentanz bei Modrow am Runden Tisch unmittelbar zu sichern. Dafür wäre es gut, wenn sich diese Versammlung außer dem Sofortprogramm auf einen Minimalkonsens einigen könnte. Ich schlage vor einzutreten:

1. für einen modernen Sozialismus auf deutschem Boden in einem gemeinsamen europäischen Haus
2. für eine ökologische Reorganisation der Wirtschaft
3. für Demokratie, Selbstverwaltung und Öffentlichkeit
4. für eine multikulturelle Gesellschaft
5. für ein solidarisches Miteinander aller sozialen Gruppen.

Ein Gespräch mit Walfriede Schmitt

Man weiß ja nie

Walfriede Schmitt

Schauspielerin, Mitinitiatorin des legendären Frauentreffens am 3. Dezember 1989. Als Mitglied des Ensembles der Volksbühne Berlin sorgte sie dafür, dass das Treffen in »ihrem Haus« stattfinden konnte. Sie verlas dort das »Manifest für eine autonome Frauenbewegung« von Ina Merkel unter dem begeisterten Jubel der 1200 anwesenden Frauen.

Astrid Landero: Du warst 1989 Schauspielerin bei der DEFA und beim Fernsehen der DDR. Wie kam es eigentlich dazu, dass du diese Veranstaltung in der Volksbühne angemeldet hast? Wie bist du in den UFV geraten und wie haben deine Kolleginnen und Kollegen, die Schauspieler, reagiert?

Walfriede Schmitt: Auch ich habe in den letzten Jahren unseres ehemaligen Vaterlandes den zunehmenden Würgegriff des Staates am Hals gespürt. Ich war sehr daran interessiert, dass dieses Land ein gerechtes, ein gutes, ein fröhliches, gesundes Land ist, und das entschwebte immer mehr. Irgendwann hat mir eine Freundin aus Westberlin das Buch »Männerphantasien« von Klaus Theweleit mitgebracht. Wer es noch nicht kennt, ich kann es nur empfehlen. Es sind zwei dicke Bände. Beim Lesen dieses Buches ist mir klar geworden, dass, was mich hier nervt, nicht eine Erfindung der sozialistischen, kommunistischen oder wie auch immer Bewegung ist, sondern dass es ganz weit aus der Geschichte herkommt.

Ich war dafür, dass das weibliche Prinzip kommt, also ein anderes gesellschaftliches Prinzip sich durchsetzt. Ich dachte, dass Frauen damit besser umgehen können. Das war eine Illusion, wie sich herausgestellt hat. Aber damals war ich davon überzeugt und ich hatte diese Vision. Deswegen hing auch an der Volksbühne der Spruch: »Hexen, Hexen an die Besen, sonst ist unser Land gewesen.« Ja, ich fand das toll. Es war eine kleine Gruppe an der Volksbühne, die wollte etwas für Frauen tun, also ein Frauentheater machen, und sozusagen die Frauen aufhetzen und aufklären.

Am 9. November war Christa Wolf in der Premiere des Films »Coming Out«, in dem ich gespielt hatte. Ich erzählte Frau Wolf, was wir machen wollen, und dass wir gern ihre Intelligenz dabei hätten. Sie sagte: » Ja gerne, gerne, ich finde das gut, dass ihr das macht, aber ich habe im Moment gar keine Zeit.« Und ich sagte, wir dachten so an Februar. Da antwortete Christa Wolf: »Um Gottes Willen! Seid ihr verrückt? Das ist zu spät, ihr müsst gleich los, schnell!« Das war mir

dann auch sofort klar. Christa Wolf empfahl mir, dass ich mich an die Frauen von der »Für Dich« wenden soll. Diese haben mir dann gesagt, dass in der Gethsemanekirche, die »Lila Offensive« gegründet wird.

Mit einem kleinen Trupp von meinem Theater bin ich hingegangen. Und wir sind natürlich ganz zusammengeschrumpft, als wir gehört haben, wie weit diese Frauen schon sind. Ach, wir saßen da ganz betreten in der Ecke und haben natürlich geschwiegen und uns nicht aufgespielt. Also, in meiner Erinnerung sagten die Frauen dort: »Ach, das hat doch keinen Sinn, überall schießen die Frauengruppen aus dem Boden, wir müssen doch eine gesamte Organisation haben, wir müssen das doch zusammenschieben.« Deswegen liebe ich die »Lila Offensive« immer noch, denn dort hat alles angefangen. Das war für mich so eine großartige Sache. Das werde ich nie vergessen, wie sich eine kleine Organisation schon am Tage ihrer Gründung damit einverstanden erklärt, sich wieder aufzulösen für eine größere. So, und als diese Idee der Verbandsgründung kam, waren wir wieder ganz frisch da und haben uns gemeldet. Wir hätten einen Vorschlag, wir sind von der Volksbühne und möchten uns gerne beteiligen. »Wenn ihr einen Raum braucht für so etwas, dann stellen wir euch den zur Verfügung.« Bei der Frage, wie viel Plätze gebraucht würden, haben wir an das »Stern-Foyer« gedacht. »So dreihundert kriegen wir da rein.« Doch die sagten: »Viel zu wenig, viel zu wenig!« Schließlich haben wir, ohne dass wir es abgesprochen hatten, für den Großen Saal der Volksbühne einen Termin gemacht.

Dann erst sind wir zu Manfred Fiedler, dem Technischen Direktor, gegangen. An dem abgesprochenen Termin war nämlich abends eine Vorstellung im Saal. Er sagte: »Kinder, das kriegen wir hin.« Alle von der Technik waren unheimlich lieb. Sie würden vorher für die Vorstellung alles schon aufbauen, und wenn wir um 15 Uhr raus sind, muss alles in Ordnung sein. Fritz Rödel, der Intendant, sagte gönnerhaft: »Na ja, Walfriede, wenn du meinst, dass du den Saal vollkriegst.« Also, ich hatte schon Gänsehaut, denn wir hatten ja nur vierzehn Tage oder drei Wochen Zeit. Wir haben uns sonnabends getroffen. In der Kantine haben wir getagt, sonnabends Vormittag in verschiedenen Gruppen. Die Theatergruppe war für das Programm zuständig, es gab eine inhaltliche Gruppe, eine Kirchengruppe und mehr. Manche Frau hat gesagt: »Das schaffen wir nicht.« Da waren die ganzen Enthüllungen und das Land brach immer mehr zusammen und es wurde immer fürchterlicher. Und trotzdem haben wir es hingekriegt.

Eines Nachts habe ich Ina Merkel angerufen und habe gesagt: »Wir brauchen ein politisches Programm.« Dann hat sie das geschickt, ganz schnell auf so einem Isofaxpapier, was es damals gab, das noch so zusammenhing. Das habe ich meiner kleinen Programmarbeitsgruppe an der Volksbühne vorgelesen. Die waren dann der Meinung, ich solle das vorlesen, auch auf der großen Veranstaltung. Das hat dann einen Selbstlauf genommen. Na gut, das Vorlesen ging ja noch, aber daraufhin haben sie mich an den Runden Tisch geschickt. Dann saß ich plötzlich neben Herrn Schnur. Und Gysi kam raus, weiß ich noch. Ich habe zu ihm gesagt:

»Sieh zu, dass wir da rankommen.« Da hat er gesagt: »Aber ihr müsst mich lieben.« Und ich habe geantwortet, dass wir das tun.

Durch das Programm von Ina Merkel sind wir da gelandet. Ibrahim Böhme hat uns unterstützt. Dann kam die Dame vom DFB mit der schrillen Stimme und hat verlangt, dass sie jetzt bitte auch da sitzen will, aber sie war zu schrill. Bis nachts um drei haben wir da gegessen. Ich weiß noch: de Maizière hat die Geschäftsordnung gemacht, und seitdem weiß ich das mit der Geschäftsordnung. Geschäftsordnung geht vor Inhalt. Da durfte ich Geschäftsordnung erleben. Immer wenn etwas kritisch wurde, ging ein Finger hoch, zur Geschäftsordnung. Ich habe da so ein paar Erfahrungen gesammelt, das war schon ganz schön.

Zu den Frauen hab ich gesagt: »Kinder ihr könnt mich da nicht hinschicken, ich bin nur der Clown, ich und am Runden Tisch, ich habe ja überhaupt keine Ahnung.« Aber die waren nicht davon abzubringen. Ich musste mich da hinsetzen. Das war natürlich für mich eine große Geschichte.

Für mich ist unsere Idee daran gescheitert, dass eine Zersplitterung in altbekannter Manier stattgefunden hat. Dass der Gedanke »Dachverband« nicht aufgegriffen wurde, dass der FDGB sich nicht angeschlossen hat, dass die damals noch SED-Frauen nicht verstanden haben, dass wir für den bevorstehenden politischen Kampf eine Richtlinie brauchen und ein Gremium, das ihn führt. Und dass mit dem Kapital nicht unbedingt eine brüderlich-schwesterliche Gemeinschaft über uns kommt, ist nicht so richtig verstanden worden. Das tut mit heute noch ein bisschen leid.

Astrid Landero: Eigentlich hatten wir zuerst nur vorgesehen, einen Auszug aus deinem aktuellen Programm zu zeigen, aber wir haben gedacht, es muss doch auch etwas zu dem Tag selbst gesagt werden, diesem Sonntag im September 1989, der so mit deiner Person verknüpft ist. Und wir sind sehr, sehr glücklich, dass du gekommen bist, dass du dir Zeit genommen hast.

Walfriede Schmitt: Dieser 3. Dezember '89 ist auch für mich ein ganz wahnsinniger Tag gewesen. Mein Intendant ist immer noch der Meinung, es hat gebrannt in der Volksbühne. Der hat mir dann hinterher gesagt: »So etwas passiert mir nicht noch einmal!« Und mit dem Gedanken, ein Frauentheater aus der Volksbühne zu machen, sind wir nicht durchgekommen. Wir werden immer wieder erleben, dass diese Geschichte uns einholt. Aber vielleicht, irgendwann, wird es eine menschliche Gesellschaft geben. Man weiß ja nie.

Gesprächsrunde

Wir wollten alles – Emanzipationsansprüche ostdeutscher Mütter und Töchter

Die Mütter

Heike Gerstenberger: Jahrgang 1955; Studium Pädagogik, Geografie und Sport an der Humboldt-Universität; zwei Töchter und ein Sohn; während des Studiums die erste Tochter bekommen; sechs Jahre in Berlin-Pankow als Lehrerin gearbeitet; Ende der 80er Jahre wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Akademie der Pädagogischen Wissenschaften, Fachbereich Familienerziehung, mit dem Problem der Frauenfrage in der DDR konfrontiert; seit 1991 Gleichstellungsbeauftragte in Pankow; derzeit Sprecherin der Landesarbeitsgemeinschaft der bezirklichen Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten

Christina Klenner: Jahrgang 1954; zwei Töchter; eine Tochter bereits während des Studiums geboren; Studium an der Hochschule für Ökonomie, Ost-Berlin; mit 29 Jahren promoviert; wenige Jahre später B-Promotion; Mitbegründerin der Sozialistischen Fraueninitiative und des Unabhängigen Frauenverbandes (UFV); arbeitet heute im Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Institut in der Hans-Böckler-Stiftung; Arbeitsschwerpunkte: Frauenerwerbsarbeit und Gleichstellung der Geschlechter, Probleme der sozialverträglichen Arbeitszeitgestaltung und Arbeitszeitflexibilisierung

Pat Wunderlich: Jahrgang 1956; eine Tochter; Abitur; Facharbeiterin für Rinderzucht; als Melkerin gearbeitet; Abschluss an einer Fachhochschule für Heimerziehung; Erzieherin im Jugendwerkhof; Berufsverbot, nachdem sie wegen einer lesbischen Beziehung verurteilt worden ist; Umzug nach Berlin; verschiedene Tätigkeiten: Postassistentin, Straßenfegerin, Kurierdienst, Sekretärin, Kantinenmitarbeiterin, engagiert in »Lesben in der Kirche«; 1990 Referentin der Geschäftsführung des UFV; in Bonn und Rostock als Sozialpädagogin gearbeitet; ab 1996 Projektleiterin bei den »Beginen« in Rostock; jetzt freiberuflich mit »wunderliche-frauenreisen«

Die Töchter

Anne Schindler: Jahrgang 1987; in Berlin geboren und aufgewachsen; Tochter von Christiane Schindler (Mitbegründerin und Sprecherin des UFV, promovierte

Ökonomin); lebte wechselnd zwischen Mutter und Vater; Abitur 2007; anschließend ein Jahr Weltreise; Studentin der Volkswirtschaft an der FU Berlin; politisch aktiv in studentischen Organisationen

Almut Koch: Jahrgang 1978; in Leipzig geboren und aufgewachsen in einer Pfarrersfamilie, Mutter war Krankenschwester. 25 Jahre war die Mutter als Haus- und Pfarrersfrau für sechs eigene Kinder tätig, zusätzlich arbeitete sie ehrenamtlich in der Gemeinde mit und ist, als Almut zur Schule kam, im sozialen Bereich wieder berufstätig geworden. Mit ihrer Mutter war Almut Koch seit August 1989 bei den Montagsdemonstrationen in Leipzig dabei gewesen; Abitur 1997; Arbeit in Frankreich und der Schweiz; Studium der Musikwissenschaften und Germanistik in Leipzig; gewechselt zur Humboldt-Universität, Romanistik und Kunstgeschichte; hat am europäischen Austauschprogramm ERASMUS teilgenommen; 2007 Geburt einer Tochter; lebt in einer Patchworkfamilie mit einer weiteren älteren Tochter ihres Mannes; Magisterabschluss 2008; zur Zeit Fortbildung Projektmanagement und Fundraising

Daniela Dräger: Jahrgang 1969; in Berlin geboren und aufgewachsen; ihre Mutter war voll berufstätig als Lehrerin, mit einem »Fortbildungszwang« (Zitat Daniela D.); Abschluss 10. Klasse POS; Buchhändlerinnenlehre; bis zum Ende der DDR und kurz danach als Buchhändlerin gearbeitet; dann Arbeit in einer PR- und Werbeagentur; Abendstudium absolviert als PR-Beraterin; Abitur nachgeholt; drei Jahre Literaturstudium an der FU; längere Auslandsaufenthalte; 2002 Geburt der Tochter; seit 2001 Mitarbeit bei »Paula Panke«; heute Projektleiterin des Projekts »Flexible Kinderbetreuung«; berufsbegleitend Studium Kulturmanagement in Hamburg

Die Moderatorin, *Helga Adler:* Jahrgang 1943; Studium Geschichte und Kunstgeschichte an der Humboldt-Universität; Sohn (geb. 1971), Tochter (geb. 1979); promoviert 1979; fünf Jahre wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED; dann am Institut für internationale Politik und Wirtschaft, Berlin (1973 – 1975, 1978 – 1990); zwischenzeitlich am Internationalen Institut für den Frieden, Wien (1975 – 1978). Hauptsächlich in der Friedensforschung tätig. In der Wendezeit in die Politik gegangen, zwei Jahre im Präsidium der PDS, 1991 Abschied von der Parteiarbeit und Einstieg in die Projektarbeit, ab 1997 Übernahme Geschäftsführung des Frauenzentrums »Paula Panke e.V.«, seit 2009 Ausstieg aus dem Berufsleben

Helga: Wir haben uns gedacht, als erste Runde machen wir eine »Mütterrunde« über die Emanzipationsvorstellungen von Frauen, wie sie in der DDR gewachsen sind. Wir wollen auch über Probleme sprechen, die für sie in der DDR bestanden und an denen sie sich gerieben haben, an denen sie möglicherweise auch zum Teil gescheitert sind. Ich fange mit Christina an.

Wenn ich so deine Biografie betrachte: Während des Studiums ein Kind, dann relativ schnell promoviert, danach das zweite Kind und habilitiert. Du hast also in kürzester Zeit eine wissenschaftliche Laufbahn hingelegt, um die dich so mancher Mann beneiden könnte. Und das mit Kindern. Was war dein Lebensanspruch und hast du dich damals gleichberechtigt und emanzipiert gefühlt?

Christina: Ich glaube, man kann es in einem ganz kurzen Satz zusammenfassen: Wir wollten alles. Nicht nur ich, auch die meisten Freundinnen haben das so gesehen. Und das war, wie ich es erlebt habe, eine Selbstverständlichkeit. Wir wollten natürlich einen Beruf, der sollte auch qualifiziert sein. Beruf war auch im Sinne der Unabhängigkeit von dem Einkommen eines Partners wichtig. Aber, zumindest ich wollte auch mehrere Kinder. Ich wollte Familie, ich wollte Hobbys, ich habe nebenbei noch versucht zu schreiben. Ich wollte politisches Engagement, die Probleme der ganzen Welt lasteten ja irgendwie auf unseren Schultern. Wir fühlten uns so verantwortlich für alles. Also, ihr hört da vielleicht auch schon ein bisschen Distanzierung raus, aber damals habe ich wirklich so gedacht: Wir müssen uns einmischen, wir wollen uns einmischen. So war es für mich. Ich habe aber jetzt in der Vorbereitung auch überlegt, dass ich damals innerlich überhaupt nicht so weit war, irgendeine Zumutung von mir zu weisen. Zum Beispiel wollte ich auf jeden Fall alle weiblichen Rollen aus der Tradition heraus auch noch leben. Ich habe also Obst und saure Gurken eingekocht und habe für die Kinder Sachen genäht und gestrickt. Ich habe dann auch noch die »männlichen« Hausarbeiten gemacht, weil das mit der Aufteilung bei uns zu Hause nicht so klappte. Das heißt, die Holzarbeiten, die Wohnung renoviert und den Nadelfilzboden verlegt. Ja, irgendwie war das so ein Anspruch alles zu machen. Und das konnte natürlich nicht anders enden, als dass ich mich sehr schnell ein bisschen überfordert fühlte.

Helga: Ja, aber so, wie sich das jetzt hier anhört, habe ich nicht den Eindruck, dass es zum Kollaps gekommen ist. Das ist ja weitergeführt worden, dieser Lebensanspruch. Zu welchem Zeitpunkt hast du denn reflektiert, dass es möglicherweise auch ein gesellschaftliches Problem ist, nicht nur ein individuelles?

Christina: Na, meine erste Tochter ist ja schon 1977 geboren. Ich würde sagen, dass ich dann doch ab Ende der 70er Jahre, spätestens Anfang der 80er Jahre, auch den Eindruck hatte, dass es nicht nur mir so geht. Sicher begann ich schon aus diesem Überforderungsgefühl heraus festzustellen, dass meine männlichen Kollegen an der Hochschule ganz anders agierten. Dass sie auch in meiner Generation noch »eine Frau im Rücken« hatten, was mich wirklich erst mal enorm erstaunt hat. Ich bin mit der totalen Illusion herangegangen, ich sei vollkommen gleich. Also mir stehe völlig die Welt offen, sicher in Systemgrenzen, ja. Aber nicht im Sinne dessen, dass ich mit meiner Weiblichkeit irgendetwas nicht erreichen könnte. Sondern Weiblichkeit war eher so eine Zugabe, die man für die Se-

xualität hat. Für mich hieß das: Ich bin ein Mensch und kann alles erreichen, egal, ob ich Frau oder Mann bin. So war erst mal der Anspruch. Diese Illusion verlor sich doch Schritt für Schritt. Ich bin dann auch, ich fasse es jetzt mal kurz, »einkommensdiskriminiert« worden. Ich bin mehrfach übelst sexuell belästigt worden. Den Begriff hatte ich damals gar nicht, sondern erst jetzt rückblickend kann ich das so sagen. Dann dieses schreckliche patriarchale Gehabe von einigen männlichen Kollegen und Vorgesetzten, bevormundend und von oben herab. Diese Erfahrungen glaubte ich dann nicht nur individuell zu machen. Wir sind bis '89 aus dem privaten Kreis ja nicht herausgetreten. Aber eben in Freundeskreisen und unter befreundeten Wissenschaftlerinnen begannen wir zu reflektieren, dass irgendwas nicht stimmt und dass etwas nicht in Ordnung ist.

Helga: Heike, du hast ja eine ähnliche Geschichte. Wie hast du das gelöst?

Heike: Ja, ich glaube zwischen Christina und mir sind einige Ähnlichkeiten. Ich glaube, die Sozialisation hat auch was Allgemeines. Ich war nicht alleinerziehend, ich hatte auch einen Partner, der sich sehr engagiert hat. Ich habe aber auch viel gemacht, eingekocht nicht, aber genäht habe ich für die Kinder und tapeziert, das war ja ganz normal, das haben alle gemacht. Es blieb einem ja nichts anderes übrig. Für mich war vielleicht die Diskriminierung, so wie du sie beschreibst, nicht ganz so. Ich war sechs Jahre als Lehrerin tätig. Das war ein ausgesprochener Frauenberuf. Ja, in meiner Schule waren damals bestimmt 80 oder 75 Prozent Lehrerinnen. Und alle waren junge Frauen und alle hatten kleinere Kinder. Man musste dann immer noch für die anderen einspringen und traute sich schon gar nicht, zu Hause zu bleiben. Ich hatte Glück, dass mein Mann wissenschaftlich an der Humboldt-Universität tätig war. Dann ist er eben immer zu Hause geblieben, weil wir das in der Schule gar nicht hätten auffangen können.

Helga: Ja, ich gebe jetzt weiter an Pat. Pat, du hast dich in der DDR sehr früh aus einer Sonderstellung heraus als wenig konforme Frau, als Lesbe und Mutter erfahren. Und da wäre die Frage, welche Emanzipationsvorstellungen hattest du, welche konntest du umsetzen und wo waren dir die Grenzen gesetzt?

Pat: Eigentlich begann ich über meine Emanzipationsvorstellungen als Frau erst nachzudenken, als ich hier in Berlin in die Gruppe »Lesben in der Kirche« kam. Vorher war es für mich eine Emanzipation von allem. Mit dreizehn habe ich erkannt, aha, es gibt hier noch ein anderes Leben, nämlich ein Leben mit Frauen. Und dann wollte ich einfach mal das emanzipieren. Das heißt, ich fiel so oder so wirklich vollkommen aus der Rolle, und ich wollte auch nicht unbedingt einkochen, obwohl ich das auch spannend fand. Ich wollte auch nicht meiner Tochter Kleider nähen, dafür war die Oma da, also die Urgroßmutter und das war alles to-

tal gut. Ich hatte eigentlich eine ganz gute Familie, die mich aufgefangen hat, die auch noch hinter mir gestanden hat, auch als ich mein Coming Out hatte. Und meine Emanzipationsvorstellung, wie gesagt, als Frau, das fing dann erst an, als ich mich politisch mehr engagiert habe in der Gruppe »Lesben in der Kirche«. Da ging es los, dass ich wirklich auch ein Frauenbewusstsein entwickelt habe. Vorher war das einfach nur, ich wollte mein Leben leben, was sowieso ein vollkommenes Querdenkerleben war, und nicht so funktionierte, wie man sich das in der DDR so vorgestellt hat. Alleinerziehend und noch dazu eben lesbisch. Diese Geschichte mit dem Berufsverbot war ja auch nicht so ohne, und insofern war es natürlich nicht ohne weiteres machbar so zu leben. Es ist schon ganz gut so, dass ich damals angefangen habe darüber nachzudenken.

Helga: Du hast auch eine Tochter. Wie hast du das damals gemacht? Hast du dein Kind in die Kindereinrichtung gegeben oder bist du zu Hause geblieben?

Pat: Als meine Tochter geboren wurde, das war 1985, da habe ich im Buchhandel gearbeitet und zwar in dieser schönen Buchhandlung am Alexanderplatz »Das gute Buch«. Und euch allen ist es vielleicht noch in Erinnerung, das war auch eine Buchhandlung, die Spätöffnungszeiten und Samstagsöffnungszeiten hatte. Das hieß also, ich musste auf alle Fälle auch einen Spät- und Samstagsdienst gewährleisten, das konnte ich aber nicht als Alleinerziehende. Ich wollte mein Kind auf gar keinen Fall in Betreuungseinrichtungen geben, die das eben abgedeckt haben. Wo man das Kind für die ganze Woche hingeben konnte. Meine Tochter hat das wohl ganz gut gespürt und ist dann sehr schnell krank geworden, als sie in die Krippe musste. Ich fand das sehr gut und habe das auch mitgemacht, dass sie eben »krippenunfähig« geschrieben wurde. Dann hatte ich allerdings auch kein Einkommen. Es war dadurch ein bisschen schwieriger. Ehrlich gesagt, ich weiß es gar nicht mehr ganz genau, aber es ist ganz spannend, dass es auch zu DDR-Zeiten eine Art Sozialhilfe gab. Ich bin, das weiß ich noch ganz genau, zum Jugendamt gegangen, und habe da also wirklich Geld gekriegt, weil ich ja nun kein Einkommen hatte wegen der »Krippenunfähigkeit« meiner Tochter.

Helga: Heike, Christina, ihr beide habt eure Kinder in Kindereinrichtungen gegeben, von Anfang an. Die erste Tochter mit wie viel Monaten?

Heike: Mit fünf Monaten.

Helga: Ich frage euch mal so: Habt ihr das als Problem gesehen oder vor allem als entlastend? War es auch mit Konflikten behaftet – in der Beziehung zum Kind? Ich meine, es wird ja heute sehr viel diskutiert über die »Rabenmütter« in der DDR. Nach wie vor heißt es vor allem in der alten Bundesrepublik, es sei nicht

gut, wenn man Kinder in die Einrichtung gibt, dass die frühkindliche Erziehung doch lieber in den Händen der Mütter liegen sollte. Wie habt ihr das wahrgenommen? In der DDR war es ja zum Teil wirklich sehr, sehr früh.

Christina: Bei mir war es der Berufseinstieg. Ich habe das Kind zum Ende des Studiums bekommen und musste dann meine Stelle auch wirklich antreten. Ich habe nicht gedacht, dass die Krippe an sich schadet. Aber ich fand die Tage viel, viel zu lang. Also morgens um sechs an der Krippe stehen zu müssen und abends mit dem Kind um halb sieben wieder zu Hause zu sein, war für uns beide zu lang. Ich war dann zu dem Zeitpunkt auch alleinerziehend. Das konnte ich nicht als ideal empfinden.

Heike: Bei mir waren die Bedingungen vielleicht ein bisschen besser. Ich habe meine Älteste zum Ende des zweiten Studienjahrs bekommen. Dann habe ich gleich weiter studiert. Ich hatte so eine Art Sonderstudienplan, musste man sich natürlich auch selber organisieren. Mein Mann war in der Wissenschaft tätig. Wir hatten natürlich den großen Vorteil, wir konnten es uns individuell ein bisschen einteilen. Einer hat nach den Vorlesungen die Tochter abgeholt, und man hat sich dann am Abend zum Arbeiten hingesezt. Wir hatten eine Einzimmerwohnung und haben dann in der Küche gearbeitet, denn in dem einen Zimmer schlief das Kind. Insofern hatte ich noch bessere Bedingungen, sage ich mal, als eine Fließbandarbeiterin oder so wie du, die ganz früh raus musste und erst spät abends zurück. Anne war ab dem fünften Monat in die Krippe. Wir hatten auch, das muss man dazu sagen, eine liebevolle Betreuung. Damals gab es ja noch die Säuglingspflegerinnen. Das waren ältere, ganz liebevolle Frauen. Ich habe kein schlechtes Gewissen gehabt. Nein, gar nicht.

Helga: Ich will ja auch nicht im Nachhinein ein schlechtes Gewissen einreden. Die Frage war, wie es reflektiert wurde von der Einzelnen. Ob es im Nachhinein auch noch so gesehen wird. Wir kommen ja nachher noch in die »Töchterrunde«, mal sehen, wie die Töchter das wahrgenommen haben. Heute wurde von Gleichstellungsvorsprung gesprochen. Was haltet ihr aus der DDR-Zeit heute noch für besonders wichtig? Etwas, das ihr auch an eure Töchter weitergeben wollt? Und wo seht ihr jetzt im Nachhinein noch Probleme, die unbedingt verändert werden müssen?

Heike: Was würde ich gerne behalten oder weitergeben? Ich kenne meine Töchter, ich kenne ihren Freundeskreis. Was ich beobachte, ist, dass fast alle Frauen in diesem Freundeskreis studiert haben und während oder nach dem Studium Kinder bekamen, obwohl die Bedingungen ja wesentlich komplizierter geworden sind. Also diese Sozialisation weiterzuleben, wofür eigentlich nicht mehr die Bedingungen da sind, das finde ich wichtig. Dabei haben wir in Berlin noch sehr gute

Bedingungen, sage ich jetzt mal, im Vergleich zu anderen Bundesländern. Als Gleichstellungsbeauftragte bekomme ich aber zunehmend Anrufe von Studentinnen, die weiterstudieren und nicht zwei Jahre aussetzen wollen und von einer Kita zur anderen laufen und kriegen keinen Kitaplatz. Was ich für bewahrenswert halte? Immer wieder an dem Anspruch festzuhalten und junge Frauen dazu zu motivieren, trotz aller Schwierigkeiten beizubehalten, Studium, Arbeit und Kinder zu vereinbaren.

Hildegard Maria Nickel sagte vorhin etwas zur »Reprivatisierung des Feminismus«. Entpolitisierung oder Reprivatisierung der Probleme, das finde ich, gilt jetzt wieder für die junge Generation. Was wir in der DDR auch schon erlebt haben. Vorhin kam das Schlagwort »Für Dich«, diese Frauenzeitung, die immer so Porträts von Frauen veröffentlichte, die alles meisterten. Die waren natürlich berufstätig, hatten drei oder vier Kinder und haben sich noch zusätzlich engagiert in der Schule oder im Wohngebiet. So dass man es im Kreis der Frauen als persönliches Versagen empfunden hat, wenn man das nicht alles geschafft hat. Man ist oft gar nicht darauf gekommen, dass es gesellschaftlich zu hinterfragen wäre. Ich glaube, das empfinden viele junge Frauen auf einer ganz anderen Ebene auch wieder so. Dem Arbeitsplatz hinterher zu jagen, flexibel und mobil zu sein. Unsere Töchter sind heute auf unsere Unterstützung angewiesen, sonst ist in den meisten Fällen Berufstätigkeit beider Elternteile nicht möglich.

Christina: Also bei aller Kritik, die ich an den Geschlechterverhältnissen und der Nichtgleichstellung in der DDR hatte, ich habe mich trotzdem anders gefühlt als heute. Ich lebe jetzt seit langem in den alten Bundesländern. Ich hatte damals nicht das Gefühl, mich für mein Geschlecht »entschuldigen« zu müssen oder irgendwie »eine Etage tiefer zu leben«. In der Stadt, in der ich jetzt lebe, findet die Motorshow mit vielen schnellen Autos statt. Und da werden also dann halb bekleidete Frauen auf die Kühlerhaube gesetzt. Ja, mich beleidigt das, solche Dinge. Dass Frauen doch als unterstellte, hierarchisch tiefer stehende Wesen wahrgenommen werden, und sich auch teilweise selbst wahrnehmen. Mir tut es ungeheuer weh, in welchem Ausmaß Freundinnen von mir, jetzt westdeutscher Herkunft, sich selber gegenüber ihrem männlichen Partner zurücknehmen, der Kinder wegen oder weil es eben so Usus ist, weil sie es so gelernt haben. Da waren wir in der DDR selbstbewusster. Diese Geschlechterhierarchie, dass die bei uns in der DDR abgeflacht war, wie die anwesenden Wissenschaftlerinnen das ausdrücken – das habe ich auch so empfunden.

Was ich bewahren würde, was man bewahren sollte? Dass sich keine Frau zwischen Beruf und Familie entscheiden muss. Nicht jede Frau muss den Anspruch haben, Beruf und Familie irgendwie zu vereinbaren, nicht jede möchte das. Das finde ich auch einen großen Fortschritt, dass heute eigentlich viel weniger normgebundene Lebensweisen möglich sind. Aber was ich für mein Leben gut fand und was ich in der DDR so empfand, zumindest nachdem der Schwangerschafts-

abbruch freigegeben war und die Pille verfügbar, dass man sich nicht zwischen Beruf und Familie entscheiden musste. Das ist eben doch für viele westdeutsche Frauen anders gewesen. Sie hatten das Gefühl, sich entscheiden zu müssen. Entweder ich setze auf die berufliche Karte oder aber auf Familie.

Pat: Was ich weitergeben möchte: Diese Aufbruchsstimmung! Dass die total wichtig ist und dass die erhalten bleiben sollte. Das ist auch etwas, das mich die ganze Zeit mit getragen hat, so von Anfang an, ja, da war irgendwas in Bewegung, da kam was ins Rollen und das hat uns weitergetragen. Ich sehe meine Tochter auf dem Mauerstreifen das erste Mal Skateboard fahren, als die Mauer eingerissen war, und dieses Bild hat sie selber noch in ihrem Kopf behalten. Sie sagt, das war ein total anderes Gefühl für sie. Und es ist so, dass sie gesagt hat, sie möchte einfach dieses Kämpferische von damals behalten. Und ich füge dazu: Diese Solidarität unter Frauen, die wir damals hatten. Die Unterstützung von Freundinnen und von anderen Frauen, die einfach da war, die wichtig war, und diese Unbedarftheit, sage ich mal so. Nicht immer nach den Buchstaben des Gesetzes leben. Was geschrieben steht, nicht einfach für bare Münze nehmen, sondern das alles zu hinterfragen. Das war für mich ganz wichtig

Helga: Wir kommen in die zweite Runde, die Töchterrunde. Anfangs hatten wir bei der Konzeption dieser Runde überlegt, ob wir reale Mutter-Tochter-Paare einladen. Davon sind wir dann abgekommen und haben uns für Vertreterinnen aus der Töchtergeneration entschieden, die durch ihren Altersunterschied zusätzlich unterschiedliche Erfahrungen aus der DDR mit einbringen. Ich frage jetzt die Töchter, die jungen Frauen, die aus verschiedenen Generationen kommen, wie sie ihre Mütter wahrgenommen haben. Inwieweit sind eure Mütter für euch ein Vorbild? Oder inwieweit sind auch andere Frauen, denen ihr begegnet seid, für die eigene Lebensvorstellung und -orientierung wichtig gewesen? Daniela, ich würde dich vielleicht als erste ansprechen. Du hast ja sozusagen die längste Zeit von den hier anwesenden jungen Frauen in der DDR verbracht. Also bis zum 20. Lebensjahr.

Daniela: Ich muss sagen, dass meine Mutter mich mit siebzehn bekommen hat, im zweiten Studienjahr, 1969. Dass ich mit acht Wochen bei einer Tagesmutter gelandet bin. Meine Mutter stand auch vor der Frage, ob sie mich die ganze Woche abgibt oder zu einer Tagesmutter. Sie war von Anfang an alleinerziehend. Und sie hat sich für eine Tagesmutter entschieden, hat da sozusagen ihr gesamtes Stipendium auf den Kopf gehauen, für die Tagesmutter. Als ich acht Wochen war, waren wir also »getrennt«. Ich habe meine Mutter als immer arbeitend erfahren. Viel studierend, sie hat sich permanent weitergebildet. 1989 sollten dann die Grundschullehrer ein Fach bis zum Abitur unterrichten können, da hat sie also 1989 noch mal ein Kunstpädagogikstudium drangehangen. Es endete also nie bei

ihr. Wenn ich so überlege, außer natürlich diese Mutter-Tochter-Dinger, die, glaube ich, jede durchlebt, habe ich eigentlich ein sehr inniges Verhältnis zu meiner Mutter. Das mal so als Statement. Ich hätte mein Kind nicht mit acht Wochen abgeben mögen, aber es hat bei uns offensichtlich ganz gut funktioniert.

Helga: Ist deine Mutter für dich ein Vorbild geworden? Gerade was die Stellung im Beruf anbetrifft, diese Weiterbildungswut, von der du gesprochen hast?

Daniela: Meine Mutter ist natürlich ein Vorbild für mich. Ich glaube, jede himmelt ihre Mutter an. Im Alltäglichen war es etwas schwierig gewesen, weil ich sie eben selten gesehen habe. Sie war immer gestresst, ich musste immer anklopfen, wenn ich in ihr Zimmer wollte, das war natürlich schon schwierig. Aber im Nachhinein haben wir es in vielen Gesprächen doch hingekriegt.

Helga: Almut, du bist in einer Pfarrersfamilie aufgewachsen und die Pfarrfrauen übernehmen ja oft über die eigene Familie hinaus eine soziale Funktion. Du bist mit fünf Schwestern groß geworden, also letztlich ein großer Frauenhaushalt, mit einem breiten Altersspektrum. Du bist die jüngste von diesen sechs Mädchen. Wie hast du deine Mutter wahrgenommen? Auch als Vorbild?

Almut: Ich habe auch – wie Dani – ein sehr inniges Verhältnis zu meiner Mutter und himmele sie irgendwie an. Aber sie ist eigentlich eher rückblickend ein Vorbild für mich, was ihre berufliche Seite betrifft. Ich ziehe sehr tief den Hut vor ihr. Seit ich selber Mutter bin, ist mir erst mal klar, was sie gestemmt hat. Auch durch die 60er, 70er Jahre unter sehr widrigen Bedingungen, teilweise ungewollt auch »alleinerziehend«, weil ich einen sehr beschäftigten Vater hatte und habe. Und sie hat Mitte der 80er angefangen zu arbeiten. Ich muss da ganz schön kramen in den Erinnerungen. Aber ich fand das toll, ich konnte sie auf der Arbeit besuchen. Wir haben uns dann manchmal samstags Vormittag dort getroffen, haben zusammen Sport gemacht, ich fand das toll. Meine Mutter war immer »busy«, immer in »Action«. Es war aber, ja, also in der Eins-zu-Eins-Kommunikation schwer ranzukommen an sie.

Helga: Du bist ja mit teilweise mit wesentlich älteren Schwestern aufgewachsen. Wir hatten darüber gesprochen, dass dich das auch sehr geprägt hat. In welcher Hinsicht?

Almut: Wir sind auch so eine Art Frauenverband zu Hause. Auf jeden Fall sind meine großen Schwestern Vorbilder für mich. Schon immer gewesen und auch jetzt ganz stark. Meine nächstältere Schwester ist zweieinhalb Jahre älter und dann kommt ein ganz großer Abstand. Also wir sind sozusagen ein Nachzüglerdoppelpack. Und die großen Schwestern, eigentlich sind wir drei Generationen in

einer Familie, hatten dann schon ihre eigenen Wohnungen, hatten selber natürlich einen Beruf. Eine Schwester war ja auch Krankenschwester, die andere hat studiert, nebenbei im Verlag gearbeitet. Die habe ich dann immer besucht zu Hause, das war für mich toll. Das war für mich so eine eigene Welt. Meine großen Schwestern und ihre Freunde, die kamen dann natürlich auch alle regelmäßig zu uns nach Hause, wir waren ein sehr offener Haushalt, war immer viel los.

Helga: Anne, die jüngste, '87 geboren, du warst hier vor 20 Jahren dabei, gehörtest zu diesen 200 Kindern, die am 3. Dezember 1989 auch hier in der Volksbühne waren. Und deine Mutter, sehr, sehr engagiert, bis heute, damals aber natürlich noch viel stärker beansprucht – wie hast du sie erlebt? Und inwieweit ist deine Mutter für dich Vorbild?

Anne: Als das Ganze losging, war ich ja zwei Jahre alt. Zu diesen Anfängen des krassen politischen Engagements meiner Mama kann ich jetzt nicht so viel sagen, weil ich ja, also ich kann mich nur an eine Situation erinnern, das war aber schon 1994, wo wir halt Aufkleber gepackt haben und ich immer Zehnerstapel gepackt habe, weil ich nur bis zehn zählen konnte. Daran kann ich mich erinnern. Im Nachhinein finde ich es wahnsinnig toll, meine Mama ist halt Vorbild für mich, und ich glaube, das habe ich in meiner ganzen Erziehung gemerkt, dass ich nie das Gefühl hatte, weniger wert zu sein als irgend ein Junge, der neben mir im Klassenraum sitzt. Ich glaube schon, dank meiner beiden Eltern, aber auch gerade dem Frauenbild meiner Mutter, ja, dass es daran liegt. Wie gesagt, bis vor kurzem hatte ich nicht das Gefühl, dass ich irgendwie, bloß weil ich eine Frau bin oder gerade weil, dass ich irgendwie...

Helga: Du sagtest »bis vor kurzem«? Was ist passiert?

Anne: Kurz nacheinander zwei Situationen. Zum einen hat der Bildungstreik bei uns an der Uni angefangen. Wo ich jetzt mittlerweile auch schon seit knapp einem Monat jede Nacht da schlafe. Ich glaube, wir sind an der FU einer der »bestgegendertsten« Bildungstreiks ganz Deutschlands. Es wird Wert darauf gelegt, dass Frauen zuerst reden dürfen, dass auch immer dieses »-in« hinten drankommt. Für mich war es früher selbstverständlich, wenn von »Studenten« gesprochen wurde, habe ich mich sofort mit angesprochen gefühlt. Aber in letzter Zeit, in dem Bildungstreik, habe ich halt gemerkt, dass oft nur Männer gemeint worden sind. Dass Frauen sich zum Beispiel auch viel seltener trauen zu reden, gerade in so großen Plena. Eine zweite Situation: Ich war beim Internationalen Ökonomentag, es waren 90 Prozent Männer da. Auf dem Podium saßen fünfzehn Personen, davon eine Frau.

Helga: Wir haben uns vor vier Wochen, glaube ich, unterhalten, da hat Anne noch gesagt: »Nimm es mir nicht übel, ich habe keine Diskriminierungserfahrungen.« Ihr seid alle, als es nach der Wende die Möglichkeit gab, raus in die Welt. Dany, was hat dich dazu bewogen? Raus aus diesem Land – war es die Enge, war es auch eine Enge trotz des größer gewordenen Deutschlands? Was hat euch daran gereizt?

Daniela: Ja also, ich war zwanzig und die Welt gehörte mir. Nein, nicht ganz, das ist natürlich auch ein Prozess, wie man mit Freiheit umgeht. Ich musste erst mal die Werksbibliothek, wo ich gearbeitet hatte, auflösen. Ich musste ein paar Erfahrungen in Westberliner Buchhandlungen machen. Ich bin mit dem Rad los und dachte, dann fährst du jetzt mal nach Reinickendorf und guckst. Ich habe mir die erstbeste Buchhandlung ausgesucht, da bin ich reingestürmt, voller Optimismus. Dort habe ich auch ein dreiviertel Jahr gearbeitet. Bis ich dann gegangen bin, wegen Unmenschlichkeit. Das waren so meine ersten Erfahrungen im Westen. Dieser Freiheitsdrang war ja jetzt nicht unbedingt so programmiert bei uns. Es war ja nicht von klein auf so, dass meine Mutter gesagt hätte: Kind, irgendwann wirst du die Welt sehen. Das kam erst viel später. Genau wie die erste Arbeitslosigkeit kam. Das war auch nicht in meinem Programm enthalten oder in der Erziehung, dass mich irgendjemand darauf vorbereitet hätte, wie es ist, arbeitslos zu sein. Wenn man nicht damit groß geworden ist, ist das schon erst mal schwierig. Ich musste auch lernen mit solchen Freiheiten umzugehen, habe sie aber ziemlich schnell für mich genutzt, sagen wir mal so.

Helga: Ja Almuth, wie war es für dich, du warst damals zur Wendezeit so zehn, elf Jahre alt und bist dann Anfang, Mitte der 90er doch richtig rausgegangen.

Almut: Ja genau. Ich bin ziemlich direkt nach dem Abitur, also im August '97, nach Frankreich gegangen, und ich kann es auch auf einen Nenner bringen, ich kann es ganz, ganz kurz sagen: Ich wollte raus. Mir war die Stadt zu eng, mir war der kleine Vorort von Leipzig zu eng, wo ich in der Schule war, mir war alles zu eng. Dazu kam, dass ich mich ein paar Jahre vorher schwer in das Land Frankreich und die Sprache verliebt hatte. Meine älteste Schwester ist nach Irland gegangen. Großes Vorbild, das wollte ich auch. Ich habe sie dort besucht und ihr Briefe geschrieben. Sie hat mich kräftig unterstützt, was ich machen muss, wo ich mich bewerben soll, ab wann und wie. Ich habe also neben der Schule noch französisch gelernt. Und dann war es gar nicht schön die ersten Monate in Frankreich, weil der Job blöd war und die Familie schwierig, in der ich gearbeitet habe. Ich wollte aber dort bleiben, hatte wirklich einen ziemlich dicken Kopf: Jetzt bin ich einmal hier, habe alles in Bewegung gesetzt, habe mich ein Jahr lang darauf vorbereitet, jetzt muss ich das hier echt auch durchziehen. Ich habe das erste, schlimme halbe Jahr durchgestanden und dann wirklich auch das Jahr beendet –

es war eine meiner besten Erfahrungen. Dann dachte ich, oh ich brauche mehr davon, und bin noch zweimal weggegangen.

Helga: Anne, du hast nach dem Abitur eine Weltreise gemacht. Mit Aufenthalt in Australien, wo du gearbeitet hast. Was war für dich der Anlass, wegzugehen aus diesem Land?

Anne: Ich wollte nicht sofort anfangen zu studieren. Ich musste raus aus diesem Lernen und aus diesem Festgefahrenen auch. Hinsetzen, lernen und wieder zur Schule. Deswegen habe ich dann beschlossen, ich arbeite noch ein bisschen und gehe einfach erst mal ein Jahr weg. Also raus aus Berlin, raus aus der Familie, aus der Stadt, aus dem Land, wie auch immer.

Helga: Ihr seid ja sozusagen auch recht locker mit der Lebenszeit umgegangen, was natürlich auch toll ist, aber eure Eltern waren alle sehr strebsam, haben diesen Weg gemacht: Erwerbsarbeit, Bildung, Leistungsorientierung. Wie steht ihr zu diesem Anspruch, den vorhin auch Christina genannt hat, alles leben zu wollen – Erwerbsarbeit, Familie, Qualifizierung, Bildung, Kultur. Alles genießen zu können und gleichzeitig erwerbstätig zu sein.

Almut: Ich musste voll schmunzeln bei deinem Satz, Christina. Als du gesagt hast: »Ich wollte immer alles.« Ich will auch alles. Das ist manchmal nicht so einfach. Bei uns in der Familie war es so, meine Eltern haben total unterstützt, dass wir raus wollen, dass wir ins Ausland wollten. Es war bei mir wie bei Anne. Ich hatte überhaupt keine Lust, gleich wieder an die Uni zu gehen und dazu kam, dass es für mich total unklar war, was ich überhaupt studieren wollte. Ich hatte echt einen Lernüberdruß im Kopf. Meine Eltern haben gesagt: Nimm dir die Zeit, nimm dir auch diese Reifezeit und geh erst mal in die Welt.

Daniela: Durch meine Prägung haben natürlich Arbeit und Bildung immer wieder einen hohen Stellenwert. Ich merke es bei mir auch immer wieder, wenn ich eine Sache fertig habe, dann denke ich, was kommt denn jetzt eigentlich ... es gibt so viele interessante Sachen. Ein Fernlehrgang zur Erziehungsberaterin? Es hört nicht auf. Ich merkte, dass ich ganz schwer ruhen kann. Natürlich bin ich immer sauer, dass ich viel zu oft müde bin, dadurch den privaten Bereich so schwer abdecken kann. Jeden Tag arbeiten gehen, das Kind aus der Schule holen, dann noch am Wochenende irgendwas lernen, aber es ist offensichtlich in der Programmierung nun mal so drin. Ich wehre mich nicht mehr dagegen.

Anne: Nicht stillstehen können, ja, sehe ich genau so. Also, ich plane schon, aber eher was Auslandsaufenthalte angeht. Ich hoffe, dass ich das auch alles so unter einen Hut kriege, weil ich auf nichts verzichten will, also definitiv nicht.

Helga: Zwei von euch sind in Partnerschaften, haben Kinder. Wir haben ja vorhin hier gehört, dass es in der Generation der Mütter unterschiedliche Partnerschaftserfahrungen gibt. Die Belastung der Frauen in der DDR wurde ja nicht thematisiert, über das Rollenverständnis nicht öffentlich debattiert, es gab keine strukturelle und keine Patriarchatskritik. Alles blieb an den Frauen hängen und hing dann auch von der Partnerschaft ab, ob man den entsprechenden Partner findet oder nicht. Hat sich da bei euch etwas verschoben? Welchen Stellenwert haben eure Emanzipationsansprüche? Wie ist im Vergleich zu den Müttern euer Verhältnis zu Partnerschaft, Kind und Berufstätigkeit?

Almut: Ach, das ist ein ewiger Kampf. Welche Erwartungen habe ich? Ich muss vielleicht noch mal auf diese Rastlosigkeit zurückkommen. Die spüre ich auch, dass es eben für mich immer weitergehen muss. Aber ich brauche auch eine Balance. Zu Hause muss ich meinen Platz haben und mein Mann muss seinen Platz haben und die Kinder ihren und das Patchworkleben muss auch irgendwie integriert werden, alles muss so einigermaßen laufen. Ich kann bestätigen, dass letztendlich die vielen, vielen kleinen Dinge meistens an der Frau hängenbleiben. Kenne ich auch aus Erfahrungen von Freundinnen und natürlich von meinen Schwestern aus deren Erzählungen. Um wirklich konkret zu werden: Als ich mit meinem Freund zusammengezogen bin, habe ich gesagt: »Pass auf, es geht nur, wenn wir jeder unser Zimmer haben, sonst ziehe ich nicht mit dir zusammen.« Zum Glück haben wir uns da verstehen können, haben also jeder so den eigenen Bereich. Ich bin damit auf sehr viel Verwunderung gestoßen, so im Freundes- und Bekanntenkreis, gerade auch bei Müttern, die ein Wohnzimmer und ein Schlafzimmer haben. Ich habe dann immer irgendwie versucht die Fassung zu wahren, weil man will ja auch nichts verurteilen und jeder lebt so, wie er es braucht. Trotzdem habe ich oft zu meinen weiblichen Bekannten gesagt: »Schaff dir deinen Raum, schaff dir wenigstens deinen eigenen Schreibtisch und schaff dir deinen Platz!« Da kann ich wirklich sehr kämpferisch werden. Ich denke, dass man das als Frau braucht. Damit man zu Hause nicht eine Art Schwamm wird und nicht so zerfließt und zerfasert und eigentlich überhaupt nicht mehr weiß, wer man ist.

Daniela: Ja, ich habe schon immer meinen eigenen Raum gehabt, immer. Also den verteidige ich auch gegen mein Kind.

Helga: Und gegen den Partner auch.

Almut: Das ist, denke ich, auch ganz wichtig. Es ist aber immer wieder ein Kampf, weil die Kinder natürlich von uns lernen und ganz viel von uns erfahren wollen. Und dann muss man einfach sagen: »Das geht jetzt nicht, in einer halben Stunde bin ich wieder für dich da.« Also ich nehme mir den Raum, den muss man sich auch nehmen, sonst wird man verrückt.

Helga: Ich würde jetzt gerne in die letzte Runde gehen und noch mal fragen: Was seht ihr als die größten Probleme, die für euch zu lösen sind, um euch gleichgestellt in dieser Gesellschaft behaupten zu können? Ich würde das auch an die gesamte Runde geben. Wie sehen das beide oder mehrere Generationen? Was ist offen?

Ich hatte so ein bisschen den Eindruck, dass dieser individuelle Lösungsansatz ziemlich ausgeprägt ist. Könntet ihr euch auch vorstellen, wie Pat vorhin sagte, den Ansatz der Gemeinschaftlichkeit, der Solidarität von euren Müttern aufzugreifen, die das ja gerade in der Wendezeit praktiziert haben? Läge darin ein Lösungsansatz?

Almut: Ich denke, dass es wirklich im Kleinen anfängt, das ist so meine Erfahrung. Dass man wirklich gucken muss, dass man alles unter einen Hut kriegt, dass man guckt, wo man bleibt als Frau, wenn man wirklich auch arbeiten will, dass man sein Kind unterbringt. Und ich denke, dass es wirklich viel bringt, wenn man vielleicht Vorbild für andere Frauen wird. Oder zu Freundinnen sagt: »Pass mal auf, da gibt es eben eine flexible Kinderbetreuung, versuch es doch mal dort.« Ich habe hier und da gehört, dass man so vom Kleinen versucht eine gewissen Art Überzeugungsarbeit zu leisten. Ich denke, ja, man sollte einfach weitermachen.

Anne: Ja, also im Kleinen hatte ich die Probleme bis jetzt noch nicht und deswegen kann ich nicht sagen, wie ich im Kleinen anfangen würde. Mich hat das zum Beispiel mit den ganzen Männern bei diesem Internationalen Ökonomentag wahnsinnig aufgeregt und genau da, finde ich, muss gegengesteuert werden. Dass an den Unis schon früh angefangen wird, dass es eben Gleichberechtigung gibt. Dass nicht immer nur von Managern die Rede ist, sondern vielleicht auch mal von Managerinnen, und dass es dann auch mal Realität wird.

Helga: Was meinst du dazu, Pat? Was würdest du dir vorstellen, das man gemeinsam mit dieser jungen Generation an Veränderungen durchsetzen sollte und wie?

Pat: Ja, ich habe gerade so in der Runde eben nachgedacht, dass ich wohl doch ein ganz bunter Vogel bin und ein bisschen sehr aus dem Rahmen falle. Es ist sehr schwierig für mich, diese Frage zu beantworten, weil meine Tochter nämlich ganz anders ist. Die wollte nicht in die Welt, die wollte zu Hause bleiben, und sie ist schon als kleines Kind in der Schule gegen ihre Lehrerautoritäten, Männerdomänen kritisch gewesen. Und flucht da auch ständig. Ja, ich habe so darüber nachgedacht, was kann ich ihr eigentlich Positives vorleben. Ich merke zunehmend, dass es schwieriger für mich wird. Auch ich habe mich mit Hartz-IV-Anträgen rumgeschlagen, genauso wie sie es jetzt tun muss. Sie hat nach ihrer Lehre keinen Job gekriegt und studieren wollte sie nicht. So ist das. – Da komme ich jetzt tatsächlich wieder auf die Solidarität zu sprechen. Ich habe einen super Freundinnen-

kreis, ich habe eine tolle Familie und sie wird da sehr gut aufgefangen und unterstützt. Das eben zu tun, den eigenen geraden Weg zu gehen und sich nicht irgendwo unterbuttern zu lassen, weder durch Männer noch durch irgendeine Gesellschaft.

Almut: Das ist sehr schön wie du es gerade formuliert hast. Mir fällt da nämlich immer ein, wir leben in einer individualisierten Ellenbogengesellschaft. Ich denke, diese Stärke von den ostdeutschen Frauen – oder auch von Frauen überhaupt – ist es, Netzwerke zu schaffen, und ich denke, dass es auch die privaten Netzwerke sind. – Einfach die Probleme anderer zu sehen und darauf eingehen zu können, nicht wegzugucken. Wenn ich sehe, dass eine Mutter Probleme hat, mal fragen: Soll ich dein Kind mit abholen? So geht das.

Heike: Ja, Solidarität ist wichtig, glaube ich auch. Wir leben momentan in einer gesellschaftlichen Phase des Mangels an Visionen und Konzepten. Ich glaube, das ist jetzt so eine Wahnsinnsdurststrecke für uns. Die kann man nur überstehen, indem man die Solidarität im Kleinen aufrechterhält, aber dennoch nicht vergisst, auch immer wieder politisch zu diskutieren. Manchmal komme ich mir vor wie zu DDR-Zeiten, wo wir im kleinen Kreis über die Probleme diskutiert haben. Und irgendwann muss ja wieder so ein Funke überspringen. Ja, ich würde die Frauen immer wieder bestärken, auch junge Frauen, auch wenn es heute noch viel, viel schwerer ist als für uns damals, ihren Weg zu gehen. Und nicht die Träume flöten gehen lassen!

Christina: Vielleicht noch ein Aspekt aus dem Leben meiner Tochter. Sie hat mal als ganz junges Mädchen angefangen, sich in Gremien zu engagieren, noch in der Schule und später als Bundessprecherin der FÖJler/innen, also Freiwilliges Ökologisches Jahr. Und hat dann für sich beschlossen, im zarten Alter von zwanzig Jahren: Das bringt nichts. An die große Politik kommen wir nicht ran. Sie ist jetzt dabei, neue Formen, nicht in so einem traditionellen politischen Sinn, aber doch irgendwie politisiert zu suchen. Erst mal zu sehen, wie kann ich anders leben. Aber das funktioniert natürlich nicht völlig isoliert. Wie kann ich mit anderen gemeinsam anders leben, und bin ich diejenige, die sich verändern kann? Obwohl in meinen Augen da auch diese Resignation drinsteckt, dass sie meint, dass man die Welt nicht mit politischen Mitteln verändern kann. Aber sie versucht, nicht so verschwenderisch mit Ressourcen umzugehen wie ihre Elterngeneration oder alle um sie herum. Nicht Auto fahren zum Beispiel. Das Engagement bei meinen Töchtern ist gar nicht feministisch oder auf Frauengleichstellungsfragen gerichtet. Es ist einfach aus ihrer Lebenserfahrung her nicht das Ding. Sie brauchen andere Formen des Politischseins und des gemeinschaftlichen Lebens. Aber so größere Entwürfe sehe ich irgendwie nicht. Und da bin ich auch ganz ratlos.

Helga: Ja, ich habe den Eindruck, viele hier sind ratlos, obwohl der Druck wächst. Ich denke, wir müssen weiter debattieren, auch gerade die Fragen, die offen sind, auch wieder nach Alternativen suchen in dieser Gesellschaft. Selbst wenn unter diesen Bedingungen Gleichstellung für alle Frauen nicht durchsetzbar sein sollte. Ja, da war noch die Frage nach der Revolution. Also die Revolution vertagen wir jetzt. Und Walfriede hat schon gesagt: »Wenn die Revolution stattfindet, sollen wir sie auf jeden Fall anrufen.«

Junge Frauen heute – die »Frauenfrage« in Ost und West

20 Jahre nach dem Fall der Mauer – Zur allgemeinen Stimmungslage

Aus der Perspektive der politischen Mythengeschichte Deutschlands, so Herfried Münkler in seinem Buch »Die Deutschen und ihre Mythen« (2009) – hätte man damit rechnen dürfen, dass der 9. November 1989 zu einem Gründungsmythos der Deutschen geworden wäre. Erstmals nahm – so seine Interpretation – in der deutschen Geschichte eine Revolution einen friedlichen und erfolgreichen Verlauf. Aber die damit eröffnete Chance einer gründungsmythischen Neufundierung der Republik ist aus vielerlei Ursachen nicht wahrgenommen worden. Die Entscheidung fiel stattdessen auf den 3. Oktober. Damit, so Münkler, war eine Chance vertan, die friedliche Revolution gegen das DDR-Regime symbolpolitisch herauszustellen. Für diese Entscheidung sprach auch die Tatsache, dass mit dem Datum des Falls der Mauer ein politisch-geografischer Raum herausgehoben worden wäre: das Territorium der DDR. Die westdeutsche Bevölkerung war am 9. November – und an den Ereignissen, die dem vorangingen, wie die Montags-Demos in Leipzig, die Ereignisse am 7. Oktober 1989, die Gründung des Neuen Forums, die Kundgebung auf dem Berliner Alexanderplatz und vieles andere mehr – bloß Zuschauer eines Geschehens, zu dem sie nicht viel beitragen konnte und das sie auch nicht wirklich tangierte. Der Verzicht auf die symbolische Aufbereitung des 9. November 1989, so Münklers Schlussfolgerung, »hat es den Ostdeutschen jedenfalls nicht leicht gemacht, in dem neuen Staat anzukommen, dem sie beigetreten waren. Die Politik hatte das Mittel nicht genutzt ... So trat der triste Alltag wirtschaftlichen Niedergangs und sozialen Zerfalls in den neuen Bundesländern in den Vordergrund, und die zeitweilig euphorische Aufbruchstimmung schlug in eine depressive Grundhaltung um ...«. (S. 480) Auch wenn nicht ernsthaft anzunehmen ist, dass das Datum eines Staatsfeiertages an Letzterem grundsätzlich etwas geändert hätte, macht Münkler auf Defizite und Ungleichgewichte symbolischer Art aufmerksam, die manches über den Gemütszustand von »Ossis« und »Wessis« verraten.

Gestützt wird dieses Bild durch Befunde zur Grundstimmung der Deutschen: Nur 9 Prozent der Ostdeutschen verbinden derzeit vor allem Hoffnungen mit der deutschen Einheit, 36 Prozent haben vor allem Befürchtungen. Sie ängstigt der Sozialabbau in Deutschland und die finanzielle Schieflage zwischen arm und reich und West und Ost, denn sie befürchten, in Armut und ins soziale Abseits zu geraten (Sozialreport 2008: 19/20). Es sind vor allem Frauen, die wenig optimistisch auf die deutsche Einheit blicken. Und – traut man den Umfragen zur Stimmungslage – so will jeder

siebte Westdeutsche die Mauer zurück, von den Osis sagt das übrigens nur jeder zehnte.

Hans Mayer – Literaturwissenschaftler und Kenner der DDR aus eigener leidvoller Erfahrung – warnte 1991 davor, die DDR nur von ihrem Ende her zu deuten. Heute scheint es leicht zu sein, so Mayer 1991, das Personal dieses Staates moralisch und charakterologisch vom Ende her zu deuten und abzuwerten. Auf diesem atmosphärischen Hintergrund sei es dann allerdings auch nicht überraschend, dass es eine gar nicht besonders geheime Sehnsucht nach der DDR gäbe. Sie werde sich – so Mayer 1991 – verstärken. Diese »geheime Sehnsucht« ist nicht schlichte »Ostalgie« oder Trauer über den Verlust der realen DDR – die hielten die DDR-BürgerInnen ja selbst für so dringend reformbedürftig, dass sie eine Revolution machten –, sondern sie hat mit dem Verlust an politischen und gesellschaftlichen Idealen zu tun, die sich mit der DDR bzw. dem Sozialismus auch verbunden haben. Die »geheime Sehnsucht« nach der DDR ist Sehnsucht nach sozialer Gerechtigkeit, deren Maßstab nicht zuletzt der Grad der weiblichen Emanzipation ist; nach realer Demokratie, d. h. echter politischer Mitwirkung auch bei den Kernfragen der Gesellschaftsgestaltung, nach Achtung der Menschenwürde vor allem durch das Recht auf existenzsichernde Arbeit.

Gehört diese allgemeine Stimmungslage überhaupt hierher? Unbedingt, denn auch der Diskurs über »die Frauenfrage« ist nicht frei von diesen Gefühlslagen, auch er findet im Rahmen einer »Dominanzkultur« (Rommelspacher) statt, die soziale Hierarchie zuungunsten der Hinzugekommenen impliziert. Die »asymmetrischen Beziehungserfahrungen« werden durch westdeutsche feministische Deutungen bestimmt (Miethe 2005). Damit soll nicht einer zum Teil von Ostdeutschen »ritualisierten Opferhaltung« (Miethe) das Wort geredet, sondern darauf aufmerksam gemacht werden, dass auch im feministischen bzw. frauenpolitischen Kontext manches erst noch aufzuarbeiten wäre (Nickel 2001; Miethe 2005). Auf beiden Seiten gibt es narzisstische Kränkungen, die bis heute den Diskurs belasten: Müssen die einen verarbeiten, VerliereInnen im historischen Vergleich der Systeme gewesen oder einfach auf der falschen Seite geboren worden zu sein, könnte die anderen kränken, dass sie nicht Akteure, sondern bloß mehr oder weniger kritische ZuschauerInnen des gravierenden Jahrhundertereignisses waren, das »friedliche Revolution« genannt wird (Finger 2009).

Vor dieser Folie einer unerledigten Aufarbeitung deutscher Geschichte will ich auf die »Frauenfrage« näher eingehen.

Junge Frauen heute

Die vergangenen 20 Jahre sind frauenpolitisch nicht als deutsche Fortschrittsgeschichte zu erzählen. Das wäre weder aus ost- noch aus westdeutscher Sicht angemessen. Ostfrauen jener Generation, die 1989/90 in Lohn und Brot war, werden

kaum die Verletzungen und existenziellen Verunsicherungen abtun können, die ihnen »Abwicklung«, Entwertung ihrer Ausbildungsabschlüsse – mehr noch ihrer Biografien – und Ab-, bzw. Umbau der Erwerbsstrukturen in den neuen Bundesländern zugefügt haben.

Die Besonderheit der westdeutschen Moderne bezogen auf die »Frauenfrage« liegt – wie Ute Gerhard zurecht feststellt – unter anderem gerade darin, dass sie sich in der Gleichberechtigung der Geschlechter immer wieder eine Verspätung leistet und ihr die nachholende Entwicklung einer geschlechtergerechten Gesellschaft nur zögernd gelingt. (Gerhard 2008) Ost-Frauen haben das in den vergangenen 20 Jahren schmerzhaft erfahren.

Wie wird dieses Dilemma eines ostdeutschen »Gleichstellungsvorsprungs«¹⁰ (Geissler 1992) einerseits und des institutionellen Festhaltens am männlichen ErnährermodeLL andererseits von der jüngeren Frauengeneration bearbeitet? Dieser Frage soll im Folgenden anhand von ausgewählten soziologischen Studien nachgegangen werden.¹¹

Die Studie von Erler/Dähner (2008) will den Berichterstattungen über die neuen Bundesländer, die vor allem, so die Autorinnen, »problematische Entwicklungen« fokussieren, einen Kontrapunkt entgegensetzen und Fortschritte, die in den neuen Bundesländern erzielt wurden, zeigen, d. h. die »häufig vernachlässigten positiven Entwicklungen und Lichtblicke« herausarbeiten. »Der Fokus liegt dabei auf der speziellen Lebenssituation von Frauen in Ostdeutschland. Denn gerade, was die gesellschaftliche Rolle und die Möglichkeiten von Frauen angeht, war und ist der Osten dem Westen voraus.« (S. 2) Die Absicht dieser Studie soll vorerst nicht kommentiert werden, sondern es geht zunächst um Daten und Befunde, mit denen sie argumentiert. Viele andere Studien, auf die hier nicht im Einzelnen eingegangen werden kann, bestätigen die empirischen Fakten, sie können daher als valide gelten. Neben dieser ist eine sehr differenzierte aktuelle Untersuchung von Mayer/Schulze (2009) empirische Grundlage der Argumentation, nicht zuletzt weil mit dem Jahrgang der 1971 Geborenen die Töchter der »werkstätigen Mütter« der DDR in den Blick kommen.¹² Zu einigen Befunden der beiden empirischen Studien:

Junge Frauen in Ostdeutschland haben ein deutlich höheres Bildungsniveau als ostdeutsche Männer und dadurch – so Erler/Dähner – bessere Möglichkeiten am Arbeitsmarkt. Mehr noch: Die allgemeine Schulbildung der ostdeutschen Bevölkerung ist besser als in Westdeutschland. Mädchen in Ostdeutschland machen

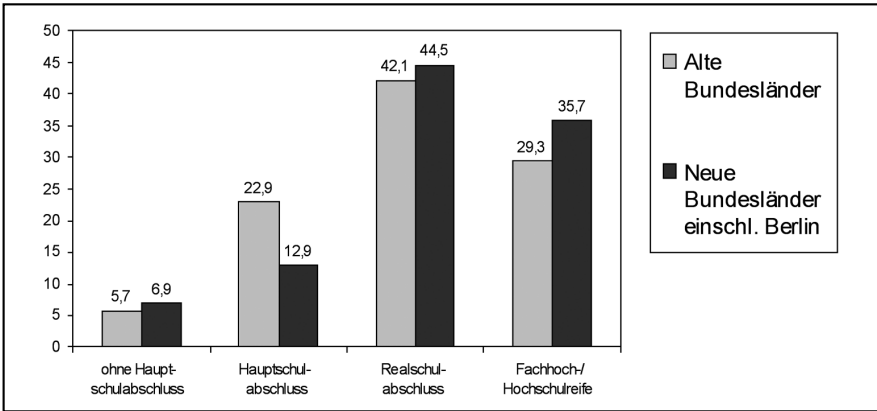
10 »Gleichstellungsvorsprung« ist ein soziologischer Terminus, der an der höheren Erwerbsintegration von Frauen, an ihrer beruflichen Qualifikation und an ihrer größeren Unabhängigkeit vom männlichen Ernährer festgemacht wird.

11 Lohnenswert wäre zweifellos auch eine Analyse dieses Themas anhand literarischer und journalistischer Texte jüngerer Autorinnen und Publizistinnen. Das kann an dieser Stelle nicht geleistet werden, obwohl das zur Differenzierung wesentlich beitragen könnte.

12 Die Studie widmet sich auf methodisch sehr anspruchsvolle Weise den Lebensläufen von 1971 in West- und Ostdeutschland geborenen Frauen und Männern bis zum Jahre 2005. Der Jahrgang 1971 ist insofern ein besonderer, weil er die Kindheit und Jugend bis zur Berufsausbildung im geteilten Deutschland verbracht hat, die Phase der beruflichen Entwicklung und Familienbildung aber im vereinigten Deutschland.

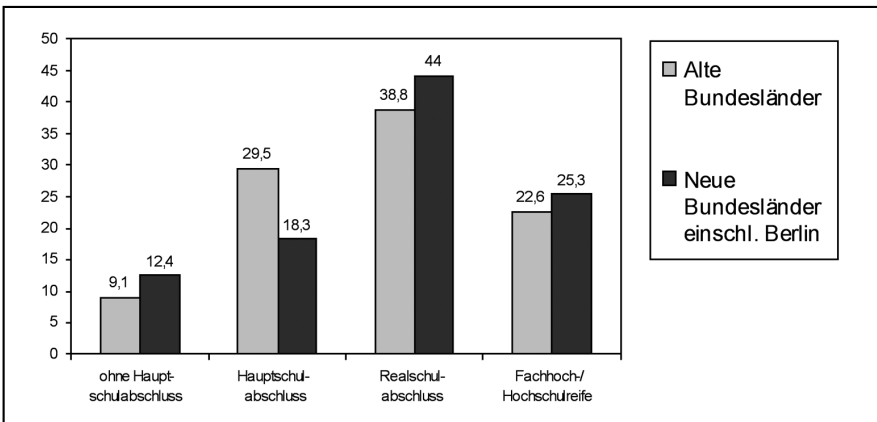
heute wesentlich häufiger Abitur als ihre Alterkolleginnen und -kollegen in den alten Bundesländern.

Abbildung 1: Weibliche Schulabgänger aus allgemeinbildenden Schulen nach Schulabschluss in Prozent aller Abgängerinnen im Schuljahr 2006



Quelle: Statistisches Bundesamt (2007); Berechnungen Erler/Dähner

Abbildung 2: Männliche Schulabgänger aus allgemeinbildenden Schulen nach Schulabschluss in Prozent aller Abgänger im Schuljahr 2006

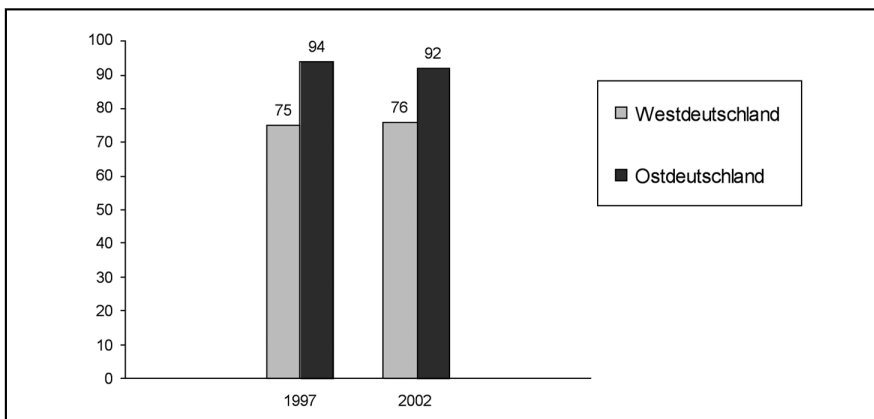


Quelle: Statistisches Bundesamt (2007); Berechnungen Erler/Dähner

Allerdings entscheiden sich trotz höherer Abiturquoten weniger ostdeutsche Frauen für ein Studium, vermutlich – so Erler/Dähner – auch wegen der geringeren finanziellen Unterstützungsmöglichkeiten durch die Familien. Vielleicht hät-

ten sie ohne Abitur, aber noch schlechtere Chancen auf Erwerbsintegration. Denn trotz schwieriger Arbeitsmarktlage streben Frauen in Ostdeutschland stärker nach Erwerbsbeteiligung und finanzieller Unabhängigkeit als Frauen in Westdeutschland. Die Haushaltseinkommen in Ostdeutschland sind zwar weiterhin sehr viel niedriger als in Westdeutschland, Frauen tragen im Osten aber mehr zum Haushaltseinkommen bei. Sie sind von ihren Partnern materiell unabhängiger. Auch die Lohnunterschiede zwischen Frauen und Männern im Osten sind wesentlich geringer als im Westen und Ost-Frauen sind proportional häufiger in einer Führungsposition als Frauen in Westdeutschland.

Abbildung 3: *Anteile der Fraueneinkommen an den Männereinkommen (Vollzeit) 1997 und 2002 in Prozent*



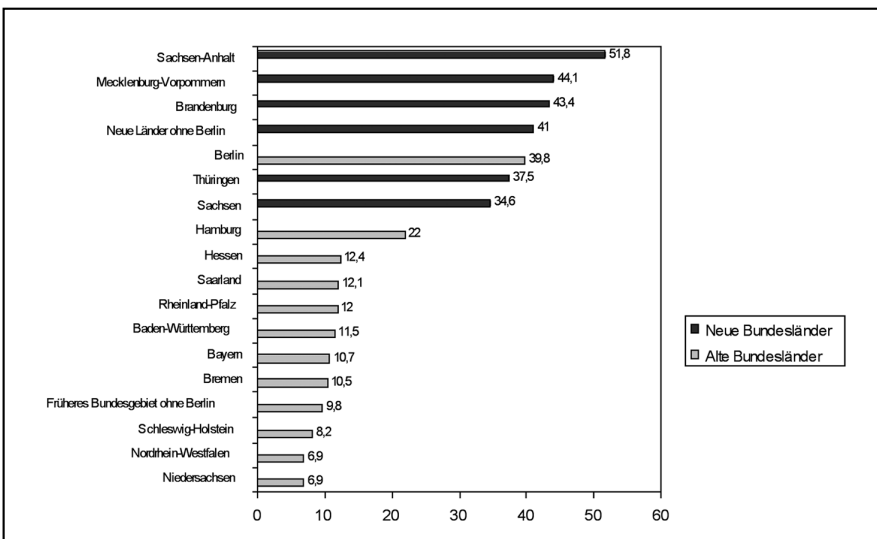
Quelle: BMFSFJ (2005), Gender Datenreport. 1. Datenreport zur Gleichstellung von Frauen und Männern in der BRD, Berlin

Allerdings – das zeigen Mayer/Schulze – war das Arbeitslosigkeitsrisiko für Ostdeutsche sehr hoch: Die Hälfte der Ostdeutschen (im Vergleich zu einem Fünftel der Westdeutschen) des Jahrgangs 1971 musste in den ersten Jahren nach Schule und Ausbildung die Erfahrung machen, ihren Arbeitsplatz zu verlieren oder erst gar keinen zu finden. Ähnlicher – so Mayer/Schulze – waren die Erfahrungen dieser Generation in Ost und West im Hinblick auf den Berufseinstieg. Etwa ein Drittel konnte sowohl im Westen wie im Osten nicht in den erlernten Beruf einsteigen. Hierbei hatten die Ostfrauen und die Westmänner mehr Schwierigkeiten als Ostmänner und Westfrauen. Zusätzliche Ausbildungsanstrengungen mussten sowohl von Ost- wie von Westdeutschen unternommen werden, allerdings mit einem deutlichen Unterschied: Während es für Westdeutsche fast zur Hälfte Höherqualifizierungen waren, ging es bei Ostdeutschen des 1971er Jahrgangs zu über zwei Drittel um Re-Qualifizierungen auf derselben Stufe zur Vermeidung von Arbeits-

losigkeit und von Abstufung in niedrigere Tarifgruppen. Dennoch stellen die Autoren fest: »Die Ostdeutschen, vor allem die ostdeutschen Frauen, haben wir als pragmatischer, zielstrebig und zuversichtlicher erlebt. Die Westdeutschen, vor allem die Männer, erlebten wir oft als unentschiedener, weniger zupackend und weniger zuversichtlich.« (S. 236)

Voraussetzung für die erfolgreiche Realisierung von gleichberechtigter Erwerbsarbeit junger Frauen scheint vor allem eine gute Kinderbetreuungsinfrastruktur zu sein. Hier profitieren Frauen in Ostdeutschland von der vergleichsweise immer noch sehr guten frühkindlichen Betreuungssituation. Während im ostdeutschen Durchschnitt 37,4 Prozent der Kinder unter drei Jahren in einer Tageseinrichtung betreut werden, sind es in den alten Bundesländern gerade einmal 8,1 Prozent.

Abbildung 4: *Kinder unter 3 Jahren in Tageseinrichtungen 2007 in Prozent*



Quelle: BMFSFJ (2005), Gender Datenreport. 1. Datenreport zur Gleichstellung von Frauen und Männern in der BRD, Berlin

Im Alter von drei bis fünf Jahren besuchen in Ost- wie in Westdeutschland um die 90 Prozent der Kinder eine KiTa, jedoch gibt es enorme Unterschiede in der Dauer der Betreuung. In einer Ganztagsbetreuung, die erst eine gleichberechtigte Erwerbsbeteiligung beider Elternteile erlaubt, befinden sich in den neuen Bundesländern 60 Prozent in den alten Bundesländern dagegen nur 17,3 Prozent der Kinder. Dass das etwas mit den Einstellungen zur Müttererwerbstätigkeit zu tun hat, zeigt die folgende Tabelle aus der Studie »Wendegeneration«:

*Einstellungen zur Müttererwerbstätigkeit nach Geschlecht
sowie nach West und Ost in Prozent*

Leidet Kleinkind, wenn Mutter erwerbstätig?				
	Männer		Frauen	
	Ost	West	Ost	West
Ja, ganz bestimmt	21,5	45,5	9,3	26,1

Beste Betreuungsalternative, wenn Mutter erwerbstätig				
Kinderkrippe	52,7	7,6	55,7	11,0
Vater	31,9	60,4	25,7	55,8
Tagesmutter	3,5	5,6	7,9	8,0
Großeltern	9,0	23,0	10,0	20,9

Quelle: Deutsche Lebensverlaufsstudie LV71PANEL, n=1069

Wenn es um die Bewertung der Erwerbstätigkeit von Müttern mit Kleinkindern geht, zeigen sich auch in der jungen Elterngeneration massive Unterschiede zwischen Ost und West. Im Westen sagen fast die Hälfte der Männer, dass ein Kleinkind leidet, wenn die Mutter erwerbstätig ist. Bei den Frauen sind es insgesamt weniger, aber der Unterschied liegt noch immer bei 17 Prozent. Noch schärfer zeigen sich Diskrepanzen, wenn gefragt wird, was bei einer Erwerbstätigkeit der Mütter die beste Betreuungsalternative ist (Tabelle). Über die Hälfte der Ostdeutschen hält die Kinderkrippe für die beste Alternative, das gilt nur für ca. 10 Prozent der Westdeutschen. Diese Orientierungen machen es westdeutschen Frauen sehr viel schwerer, in den Jahren nach der Geburt ihrer Kinder erwerbstätig zu sein (Mayer/Schulze 2009: 189). Sowohl die Einstellung zu Heirat und Ehe als auch zur Aufteilung der Hausarbeit in der Partnerschaft zeigen, dass Frauen im Osten in der Generation der 1971 Geborenen eine relativ starke Stellung haben. In den Einstellungen zu Partnerschaft und Ehe, aber auch im Aushandeln der Verantwortung für die Arbeit im Haushalt zeigen die Frauen, dass sie von einem partnerschaftlichen Geschlechterverhältnis ausgehen. Das sehen auch die Männer so.

Junge Frauen sind die mobilste Bevölkerungsgruppe der neuen Bundesländer, sie verlassen nicht selten ihre Heimatregion, um einen Arbeitsplatz, der ihrer Ausbildung entspricht, zu finden. Die »Wanderungsneigung« junger ostdeutscher Frauen sei – so Erler/Dähner – grundsätzlich eine positive Entwicklung, sie sei

Beweis für Selbstständigkeit und Streben nach beruflichem Erfolg. Sie sei auch ein Zeichen der hohen Ansprüche, die ostdeutsche Frauen haben: Junge ostdeutsche Frauen wandern dorthin, wo sie gute Ausbildungs- und Arbeitsmöglichkeiten finden, aber auch an Orte, die eine hohe Lebensqualität und gute Möglichkeiten für ihre persönliche Entfaltung bieten. Die Alternativlosigkeit dieses Aufbruchs der jungen Ost-Frauen sollte – das reflektieren Erler/Dähler nicht – allerdings zu denken geben.

Die Ambivalenz dieser, die Ost-Frauen als autonomere, selbstständigere Subjekte stilisierenden Befunde ist durch einen neoliberalen common sense verdeckt, der mittlerweile an der Tagesordnung ist: Jede ist für sich selbst verantwortlich, allein Erfolg auf dem Erwerbsfeld zählt. Junge Ost-Frauen »überholen, ohne einzuholen«. (Walter Ulbricht hatte sich das im Wettbewerb der Systeme für die DDR gewünscht.) Sie haben gelernt, für sich selbst verantwortlich zu sein. Weder ist ihnen die – was zuweilen im medialen Diskurs passiert – »Versorgungslücke«, die sie hinterlassen, anzukreiden noch ein »Solidaritätsdefizit« zu unterstellen. Manche wollen das Autonomiestreben der jungen ostdeutschen Frauen gar für den Rechtsradikalismus junger Ost-Männer mit verantwortlich machen! Dennoch – die Alternativlosigkeit des Aufbruchs der jungen Ost-Frauen muss zu denken geben. Freie Wahl (Autonomie/Emanzipation) kann – wie sich in den Befunden auch andeutet – zum wirtschaftsliberalen, der Marktlogik folgenden Zwang verkommen. Auch so lassen sich die Daten lesen.

In der kritischen Debatte dieser Entwicklungen könnte eine aktuell-politische Herausforderung für den Feminismus liegen. Dabei könnte der Blick nach Ost- und Mitteleuropa helfen, dem impliziten deutschen Selbstbezug bzw. dem »methodologischen Nationalismus« der ost- und westdeutschen Nabelschau eine produktive Wendung zu geben.

Ost- und Mitteleuropa und die Frage der Re-Politisierung des Feminismus

Zu Stand und Entwicklung der Gleichstellung der Geschlechter in Ost- und Mitteleuropa liegen mittlerweile eine Reihe von in der deutschen Feminismus-Debatte kaum beachteten empirischen Studien vor, die die Veränderungen vor allem in Bezug auf die Arbeitsmarktpartizipation von Frauen und Männern untersucht haben, teils für einzelne Länder, teils vergleichend (Steinilber 2003; Auth 2009; Krizková/Nagy/Mrcela 2009). Frauen wurden zunächst vor allem als »Verliererinnen des Transformationsprozesses« angesehen, da ihre Erwerbsbeteiligung deutlich zurückging und Frauen von der wachsenden sozialen Ungleichheit und Armut (Steinilber 2009) besonders betroffen sind. Inzwischen zeigen Analysen auch, dass das pauschale Bild der »Verliererinnen« differenziert werden muss (Nickel 2001; Schenk 2003; Klenner/Leiber 2009; Kolinsky/Nickel 2003). Nicht in allen

Ländern und allen Erwerbsfeldern verliefen die Entwicklungen gleichmäßig, auch wenn feststeht, dass für Frauen zahlreiche spezifische Risiken bestehen (Langzeitarbeitslosigkeit, erschwelter Einstieg nach der Geburt von Kindern, Dequalifizierung) und der insgesamt erreichte »Gleichstellungsvorsprung« (Geißler 1992) in den ehemals sozialistischen Ländern nicht gehalten werden konnte.

Alle bisher vorliegenden komparativen Studien zeigen darüberhinaus auch Folgendes: Eine einseitige Orientierung der (EU-)Politik auf Arbeitsmarktintegration von Frauen macht Gleichstellungsfortschritte in ökonomischen Krisensituationen sehr anfällig. Beständigere Wirkungen auf die Gleichstellung von Frauen und Männern zeigen sich dort, wo bereits seit längerem Anliegen der Zivilgesellschaft im individuellen und öffentlichen Bewusstsein verankert sind und der Gleichstellungsansatz sozialpolitisch abgestützt wird. Trotz aller Risiken und Probleme, die es auch hier gibt, ist neben Slowenien (Krizková et. al. 2009) anscheinend Ostdeutschland ein Beispiel dafür (Klenner/Leiber 2009). In einem Land wie der DDR, wo sich die Einstellungen zu Geschlechterrollen bereits vor dem Mauerfall nachhaltig modernisiert hatten (Dölling 2005) und Anfang der 1990er Jahre keine breite Akzeptanz für eine Retraditionalisierung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung bestand (Klein 2009), waren die Chancen größer, sozialpolitische Einschnitte, wie die Einschränkung der öffentlichen Kinderbetreuung, abzuwehren. Klenner/Leiber (2009) vermuten, dass das nicht nur deshalb gelang, weil Ostdeutschland dem ökonomisch vergleichsweise starken Westdeutschland »beitrat«, sondern die ostdeutsche Bevölkerung sich für den Erhalt des Systems öffentlicher Kinderbetreuungseinrichtungen und das ihnen vertraute modernisierte Geschlechterarrangement einsetzte.

Trotz vieler empirischer Studien und Befunde ist – wie sich hier beispielhaft zeigt – eine Reihe von geschlechtertheoretischen und -politischen Fragen noch gänzlich ungeklärt: Wie wirken die konkreten marktwirtschaftlichen Bedingungen im Zusammenspiel mit nationalen Spezifika von Sozialpolitik und Familie im Einzelnen auf Genderregime? Wie entwickelten sich in den mittel-ost-europäischen Ländern Segregation, Einkommensrelationen und Karriereoptionen zwischen den Geschlechtern? Hat sich die geschlechtsspezifische häusliche Arbeitsteilung seit der Transformation verändert? Inwiefern werden diese Entwicklungen durch vor 1989 bestehende Ungleichheiten und nationalspezifische Traditionen geprägt? (Klenner/Leiber 2009) Und welchen Einfluss haben diese Entwicklungen auf die europäische Geschlechterpolitik und auf Europa als einem gemeinsamen Kulturraum? Angesichts zunehmender gesellschaftlicher Probleme und Widersprüche hat die renommierte Politikwissenschaftlerin Nancy Fraser die Diagnosefähigkeit des Feminismus und der neuen Frauenbewegung heftig kritisiert (Fraser 2009). Auch wenn man ihr nicht in jeder Hinsicht zustimmen muss, hat sie Herausforderungen formuliert, die die gesellschaftstheoretische Analysefähigkeit des Feminismus betreffen. Der gesellschaftliche Transformationsprozess, der längst nicht nur Ost- und Mitteleuropa betrifft, sondern Westeuropa

erfasst hat, ist in der bundesdeutschen feministischen Forschung noch nicht seiner tatsächlichen Relevanz entsprechend angekommen. Hier eröffnen sich Fragen im Sinne eines geschlechtertheoretischen und politischen Forschungsprogramms. In der kritischen Aufarbeitung dieser sehr ambivalenten Entwicklungen liegt eine Herausforderung für eine Re-Politisierung oder – wie es Cornelia Klinger formuliert – für einen »social (re)turn« (Klinger 2003) des Feminismus.

Literatur

- Auth, Diana (2009): Wohlfahrtsstaaten und Geschlechterverhältnisse in Mittel- und Osteuropa. In: Klenner, Ch./Leiber, S. (Hg.), a. a. O., S. 35-57
- Dölling, Irene (2005): Ostdeutsche Geschlechterarrangements in Zeiten des neoliberalen Gesellschaftsumbaus. In: Schäfers, E. et. al. (Hg.): Irritation Ostdeutschland. Geschlechterverhältnisse in Deutschland seit der Wende. Münster, S. 16-34
- Erler, Gisela/Dähner, Susanne (2008): Frauen machen neue Länder. Bundesministerium für Verkehr-, Bau- und Stadtentwicklung
- Finger, Evelyn (2009): Mehr Revolution wagen! In: Die Zeit, Nr. 29, S. 48
- Fraser, Nancy (2009): Feminismus, Kapitalismus und die List der Geschichte. In: Blätter für deutsche und internationale Politik, Heft 2009, S. 43-57
- Geissler, Rainer (1992): Die ostdeutsche Sozialstruktur unter Modernisierungsdruck. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 29-30/92. 10. Juli 1992
- Gerhard, Ute (2008): 50 Jahre Gleichberechtigung – eine Springprozession. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 24-25/08, 9. Juni 2008
- Klein, Uta (2009): Chancen und Grenzen der EU-Gleichstellungspolitik in den mittel-ost-europäischen Staaten. In: Klenner, Christina/Leiber, Simone (Hrsg.): Wohlfahrtsstaaten und Geschlechterungleichheit in Mittel-Osteuropa, S. 249-267
- Klenner, Christina/Leiber, Simone (2009): Wohlfahrtsstaaten und Geschlechterungleichheit im Transformationsprozess. In: Klenner, Ch./Leiber, S. (Hg.): Wohlfahrtsstaaten und Geschlechterungleichheit in Mittel- und Osteuropa. Wiesbaden, S. 11-31
- Klinger, Cornelia (2003): Ungleichheit in den Verhältnissen von Klasse, Rasse und Geschlecht. In: Knapp, Gudrun Axeli/Wetterer, Angelika (Hrsg.): Achsen der Differenz, Münster, S. 14-48
- Kolinsky, Eva/Nickel, Hildegard Maria (2003) (eds.): Reinventing Gender. Women in Eastern Germany since Unification. London
- Krizková, Alena/Nagy, Beata/Mrcela, Aleksandra (2009): Geschlechtsspezifische Auswirkungen der Arbeitsmarktpolitik in der Tschechischen Republik, Ungarn und Slowenien. In: Klenner, Ch./Leiber, S. (Hg.), a. a. O., S. 337-372
- Mayer, Hans (1991): Der Turm von Babel. Frankfurt/Main
- Mayer, Karl Ulrich/Schulze, Eva (2009): die Wendegeneration, Lebensverläufe des Jahrgangs 1971, Frankfurt/New York
- Miethe, Ingrid (2005): Dominanz und Differenz. Verständigungsprozesse zwischen feministischen Akteurinnen aus Ost- und Westdeutschland. In: Schäfer/Dietzsch/Peinl/Penrose/Scholz/Völker (Hg.): Irritationen Ostdeutschland. Münster, S. 218-234
- Münkler, Herfried (2009): Die Deutschen und ihre Mythen. Berlin
- Nickel, Hildegard Maria (2001): Vom Umgang mit Differenzen. In: Hornung/Gümen/Weilandt (Hg.): Zwischen Emanzipationsvision und Gesellschaftskritik. Münster, S. 87-96
- Schenk, Sabine (2003): Employment Opportunities and Labour Market Exclusion. In: Kolinsky, E./Nickel, H. M. (eds.): Reinventing Gender. Women in Eastern Germany since Unification. London
- Sozialreport (2008): Daten und Fakten zur sozialen Lage in den neuen Bundesländern, Sozialwissenschaften des Forschungszentrums Berlin-Brandenburg e.V.
- Steinhilber, Silke (2003): Women's Views on Social Security Reform: Qualitative Survey. In: Fultz, Elaine/Ruck, Markus/Steinhilber, Silke (eds.): The Gender Dimensions of Social Security. Reform in Central and Eastern Europe: Studies of the Czech Republic, Hungary and Poland, ILO, Budapest
- Steinhilber, Silke (2009): Blick in eine unsichere Zukunft: Geschlechterverhältnisse und Arbeitspolitiken in Mittel- und Osteuropa. In: Klenner, Ch./Leiber, S. (Hg.): Wohlfahrtsstaaten und Geschlechterungleichheit in Mittel- und Osteuropa, Wiesbaden

Dokument 2009

Die Gruppe Lila Offensive gründete sich am 11. Oktober 1989 in Berlin mit dem Ziel, sich in die politischen Umbruchprozesse aus Frauensicht einzumischen. Die Frauen kamen aus verschiedenen Zusammenhängen (Lesben in der Kirche, Frauen in der Kirche, Friedensbewegung der DDR, Frauengruppe Fennpfehl, Humboldt Universität).

Auf dem Alexanderplatz am 4. November 1989 verteilten sie ihre erste Flugschrift: »Frauen, wisst ihr, warum wir heute hier zusammen gekommen sind? Es geht um den Umbruch der gesamten Gesellschaft. Frauen in die Offensive!«

Die Lila Offensive trug maßgeblich zur Gründung des Unabhängigen Frauenverbandes am 3. Dezember 1989 bei, deren Vertreterinnen in der Regierung Modrow und im ersten gesamtdeutschen Bundestag in der Fraktion Bündnis 90/Grüne vertreten waren.

Lila Offensive: Aus den friedlichen Küchen der Revolution Wider die feierliche Verklärung von »Wende« und Mauerfall

Wir sind die Bürgerbewegten der 2. Reihe, die »Küken« der Berliner Oppositionszirkel, die zum Ende der 1980er Jahre Freiräume schufen, um das Kartenhaus der Lüge namens DDR zu erschüttern. Wir haben uns auch als Frauen zusammengetan, denn die ambivalente Gleichberechtigung der Geschlechter bedurfte der systematischen Kritik. Es galt, Visionen für eine deutsche demokratische Republik zu entwickeln, die diesen Namen auch verdient. Wir hatten uns bewusst dafür entschieden, die Verhältnisse »von innen« aufzurühren, denn in der Übersiedlung in die Alt-BRD sahen wir keine Alternative. Unsere kritische Haltung hält uns auch heute noch wach, und wir erkennen darin das Elixier für einen permanenten Prozess der Demokratisierung unserer Gesellschaft. Vor diesem Hintergrund halten wir die gegenwärtig zu beobachtende Erinnerung an die DDR für unzulänglich. Zu beklagen ist ein Demokratiedefizit:

1. Wir erkennen in dem teilweise aufwändig inszenierten Gedenken an den 9. Oktober und 9. November eine Domestizierung des Geistes von 1989. Damals schickten Menschen sich an, den aufrechten Gang zu proben, sie schüttelten Anpassung und Gleichgültigkeit ab, mischten sich ein, entdeckten ihr Land, verkehrten die Verhältnisse und gaben der Veränderung ein Gesicht. Gesellschaft konstituierte sich auf Demonstrationen, an Runden Tischen, in Diskussionsforen, auf Streiks und den Besetzungen von Stasizentralen. Während des Aufbruchs 89 fiel nicht nur die Mauer, sondern öffneten sich auch die inneren Grenzen der DDR. In der Zeit des Ausganges aus der selbstverschuldeten (?) Sprachlosigkeit rieb man sich ein ums andere Mal die Augen ob des kreativen Potenzials, das nun freigesetzt wurde. In den großartigen Jubiläumsevents dieser Tage werden diese

Momente der aktiv betriebenen Umwälzung der bestehenden Machtverhältnisse jedoch verharmlost.

2. In den öffentlichen Würdigungen von »Friedlicher Revolution«, »Wende«, »Umbruch« oder schlicht: »1989« wird der Vereinigungsprozess, die »Wende in der Wende« ausgeblendet. Damit bleibt die vielfach schmerzhaft »Ankunft im Westen«, bleiben die Verlufterfahrungen, neuer Anpassungsdruck und neue Ohnmacht, auch Zurücksetzung, außen vor. Diese Art und Weise des (Nicht-)Erinnerns spiegelt den Vereinigungsprozess selbst, sie mutet als dessen Aktualisierung an.

3. Da in öffentlichen Stellungnahmen die kritischen Aspekte überblendet werden, entsteht gleichsam ein doppelter Boden der Erinnerungskultur. Sie zerfällt, vereinfacht gesprochen, in ein offizielles und ein inoffizielles Gedächtnis. Man könnte meinen, dass in der Sprachlosigkeit derer, die heute die Wende und den Vereinigungsprozess kritisieren, sich das Fehlen von Öffentlichkeit zu DDR-Zeiten reproduziert. Es entsteht aber auch der Eindruck, dass in den geschichtspolitisch aufgeladenen Debatten zu »1989/90« die Interpretationen allzu oft nach einem Schwarz-Weiß-Schema erfolgen, dass mit der Verurteilung der DDR eine Rundum-Bestätigung der Gegenwart einher geht, dass die binären Denkmuster des Kalten Krieges noch immer kultiviert werden. Versuche, die Erinnerung zu normieren, mögen den Einen Genugtuung verschaffen, einer gesellschaftlichen Akzeptanz der Pluralität von Sichtweisen wird damit jedoch entgegen gearbeitet.

4. In den Betrachtungen zu den Umwälzungen von 1989/90 kommt die historische Analyse zu kurz. Das Ende des »real existierenden Sozialismus« in der DDR (und in Osteuropa) kam durch das glückliche Zusammentreffen mehrerer, einander verstärkender Faktoren zustande: eine günstige außenpolitische Konstellation, für die die Namen Johannes Paul II., Michail Gorbatschow und Gyula Horn stehen, eine marode, auf Pump finanzierte Wirtschaft, eine mit zunehmendem Wohlstand wachsende Unzufriedenheit der DDR-BürgerInnen, ihre massenhafte Ausreise, eine handlungsunfähige politische Führung, die in Denkmustern der 1930er Jahre gefangen schien, Techniken der Machtausübung, die sich durch ihren Mangel an Flexibilität überlebt hatten, die ermutigende wie inspirierende Opposition von Solidarnosc, Charta 77 und anderen Dissidenten Osteuropas, die Bewegung von Friedens-, Menschenrechts-, Dritte Welt-, Frauen-, Umwelt-, Homosexuellen- und Jugendgruppen, die bevorzugt unter dem Dach der ev. Kirche auf eine Demokratisierung der Gesellschaft hinarbeiteten sowie die intensive Begleitung der Geschehnisse durch westliche Medien. Die Formulierung »Friedliche Revolution« legt es nahe, dass der gesellschaftliche Umbruch »von unten«, durch die Demonstrierenden und BürgerrechtlerInnen herbeigeführt wurde. Ohne den Schutz und den Druck von der »Seite« der westlichen Öffentlichkeit aber hätte der Protest auf der Straße kaum diese Breitenwirkung erzielt. Die historische Leistung von BürgerrechtlerInnen, den Aktiven auf den Straßen und in den Bürgerforen ist hoch einzuschätzen, sie bedarf andererseits der Relativierung durch die Betrachtung des Gesamtzusammenhangs.

5. Im öffentlichen Erinnern wiederholt sich das geflissentliche Übersehen von

Frauen, da deren Rolle unterbelichtet bleibt. Dabei zeigt gerade der Umbruch von 1989, dass ohne Frauen keine Revolution zu machen ist: Bereits Anfang September 1989 haben Gesine Oltmanns und Katrin Hattenhauer vor der Nikolaikirche in Leipzig das Plakat »Für ein offenes Land mit freien Menschen« entrollt, das Neue Forum wurde im September 1989 von Bärbel Bohley und Jutta Seidel angemeldet, die Mahnwache in der Berliner Gethsemanekirche wurde von Angela Kunze initiiert. Die Verantwortlichen für die späteren Übergriffe wurden von Ingrid Köppe am Zentralen Runden Tisch mit präzisen wie scharfen Fragen in die Enge getrieben, die erste Erstürmung einer Stasizentrale, in Erfurt, war das Werk einer konzertierten Aktion von Frauen, eingerührt von der Ärztin Kerstin Schön. Daneben gab es Frauen, die nicht wollten, dass der Demokratisierungsprozess an der Wohnungstür endet – in Städten wie Magdeburg, Erfurt, Dresden, Weimar, Leipzig und Berlin entstanden Fraueninitiativen, die sich dann im Dezember zum Unabhängigen Frauenverband zusammen schlossen und das Manifest von Ina Merkel »Ohne Frauen ist kein Staat zu machen« gleichsam zur Gründungsurkunde ihrer Interessenvertretung erhoben.

Entgegen dieser Reduktionen plädieren wir für ein Erinnern, in dem die Licht- und Schattenseiten, die Vielschichtigkeit und Widersprüchlichkeit des Umbruchs von 1989 und des Vereinigungsprozesses in den Jahren danach thematisiert werden. Ostalgievorwürfe, Abgrenzungen und Thematisierungsverweigerung zeigen an, dass Konflikte bestehen. Sie kommen jedoch nicht offen zur Sprache. Was aber verdrängt wird, drängt. Eine ehrliche Auseinandersetzung tut not. Es gibt noch immer zu wenig Austausch über Schuld und Verantwortung zwischen Menschen mit ihren so verschiedenen Ostbiografien. Und es gibt noch immer zu wenig Austausch zwischen Menschen aus Ost und West. Eine lebendige Demokratie aber scheut die Versöhnung nicht. Sie ist auf ein Klima angewiesen, in dem Auffassungen nicht bereits feststehen und zur Anpassung freigegeben werden, sondern in dem auf der Basis von Wertschätzung und Respekt für das, was ist Neues gedeihen kann. Angesichts der beunruhigenden Ablehnung von Demokratie durch die Mehrheit der ostdeutschen Bevölkerung ist ein Dialog, der die Erfahrung von Teilhabe ermöglicht, dringend geboten. Frieden, Gerechtigkeit und die Bewahrung der Schöpfung sind auch heute zentrale Herausforderungen, zumal weltweit. Sie anzunehmen schließt die Kritik an den gegenwärtigen Machtverhältnissen und Formen der Machtausübung ein. Wir haben seinerzeit in Küchen zusammengefunden, um patriarchale und undemokratische Verhältnisse zu ändern. Die Erinnerung daran verstehen wir als notwendigen Teil eines Lernprozesses, um auf die drängenden Probleme der Gegenwart Antworten zu finden.

*Lila Offensive, Dezember 2009, Sophia Bickhardt, Ute Großmann,
Samirah Kenawi*

Das Verhältnis zu den Anderen – Denkbewegungen und Denkwenden vor und nach 1989

Mir ist bewusst, dass es heikel ist, dieser Veranstaltung jetzt noch eine Weststimme hinzuzufügen, und ich danke den Veranstalterinnen für diese Gelegenheit, auch wenn ich damit vielleicht die Einmütigkeit störe. Unser Blick auf den enthusiastischen Beginn des Ost-West-Zusammentreffens Ende 1989 kann nicht der gleiche sein. Die gegenseitigen Entfremdungen, die nach dem euphorischen Anfang einsetzten, sind noch nicht aus der Welt. Viele Schwierigkeiten sind bekannt und oft wiederholt worden, andere wurden kaum ausgesprochen, jedenfalls nicht öffentlich. Wenn ich mich hier noch einmal ihrer annehme, dann nicht, um die Stimmung zu verderben. Und ich bitte vorab, nichts von dem Gesagten als Vorwurf oder Abgleich zu verstehen. Es geht nicht um Vorwürfe, sondern darum, jene Schwachstellen zu rekonstruieren, die in der Gefahr waren, in unser Zusammenkommen Gift zu träufeln und Zwist zu säen. Es geht m. E. um die unverstellte Erinnerung an eine vergangene Realität, von der ich nicht sicher bin, ob sie wirklich vergangen ist. Jedenfalls meine ich, dass man die virulenten Punkte heute benennen sollte, um vielleicht mehr zu verstehen.

Sofern politisches Denken nicht tot ist und nicht auf der Stelle tritt, muss es sich im Laufe der Zeit, der neuen Erfahrungen, der Erfolge, Fehlurteile, Irrtümer und Enttäuschungen verändern. Mir geht es hier um Veränderungen im feministischen politischen Denken, die besonders durch Brüche und Neuanfänge seit dem Wendejahren 1989/90 provoziert worden sind. Selbstverständlich handelt es sich dabei um keine repräsentative Sicht, vielmehr um meine Sicht, um eine Rückblende aus *einer* West-Perspektive. Wenn man als Westlerin über die vergangenen Jahrzehnte reden will, muss man verschiedene Hürden nehmen. Man befürchtet den alten Vorwurf der Westarroganz und einer angemessenen Deutungshoheit, man ahnt, dass die Vehemenz feministischer Vor-Wende-Argumente heute nur noch auf gemäßigtes Interesse trifft, man weiß, dass die frühere Debattenkultur erlahmt und entkernt¹³ ist, so als könne politisches Denken auf den Stachel der Kritik verzichten. Umso wichtiger ist es, aus einem größer werdenden Abstand an sie zu erinnern und über Konsequenzen nachzudenken.

13 Jens Hacke: Entkernung des politischen Denkens. Berliner Zeitung vom 24./25.10.09, S. 4

Die Zeit vor der Wende

»Die« Frauenbewegung-West gab es nie, ebenso wenig *einen* feministischen Standpunkt, vielmehr ein breites Spektrum verschiedener Meinungen, Initiativen und Personen. Diese wehrten sich zwar alle gegen Geschlechterungerechtigkeiten, sahen aber keineswegs die gleichen Ursachen und die gleiche Schärfe der Konflikte und keineswegs gleiche Wege der Veränderung. Die sogenannte *autonome* Frauenbewegung der 70er/80er Jahre, der ich mich zurechnete, rebellierte gegen eine männliche Monokultur, die wir für gewaltförmige Entwicklungen in *allen* gesellschaftlichen Bereichen verantwortlich machten, nicht nur für die Diskriminierungen von Frauen¹⁴. Wir führten die Gesamtmisere im Umgang mit Menschen und Natur auf die Stabilität des historischen »Prinzips Patriarchat« zurück, und wir forderten unseren Anspruch auf Selbstbestimmung und Veränderung der Gesellschaft ein: die Überwindung der Herrschaft von Männern über Frauen und die Beseitigung aller Formen von Unterdrückung. Feministische Kritik sollte *Herrschaftskritik* sein, Ausbeutungskritik, Ideologiekritik. Unter dieser Vorgabe wendete sie sich gegen ein Denken, mit dem »der Mann« sich die *Kolonisierung* von Frauen als eine Art *Geburtsvorrecht* über Jahrhunderte angemaßt hatte und alles, was Autorität, Macht und Geltung besitzt, in männliche Hände gegeben und genommen hat¹⁵ – Politik, Finanzwesen, Industrie, Technologie, Philosophie, Wissenschaft, Ethik, Kunst etc. Die neue und ungeahnte Empörung vieler Frauen richtete sich gegen diese fundamentalistische Macht eines Geschlechts mit allen ihren historischen und gegenwärtigen Niederschlägen. Der Feminismus forderte dazu auf, dass Frauen »ihre prinzipielle Entmenschung« in der Geschichte der Gewaltanwendung erkennen, dass sie ebenso wie unterdrückte Völker den Kampf gegen kolonialistische Gewalt aufnehmen und »sich vom Status des Opfers und Objekts in den des Subjekts und Handelnden versetzen«¹⁶.

Der Feminismus erkannte im Phänomen Gewalt nicht eine Randerscheinung und gelegentliche Entgleisung, sondern ein strukturelles Problem, eine historische *Systematik*, die zum Synonym fürs Patriarchat wurde. Am offensichtlichsten sahen wir die *patriarchale Logik* in persönlichen Gewalterfahrungen und Einschränkungen eines ganzen Geschlechts, der Frauen, am Werk, aber auch in einer Wirtschaft, die auf bloßen Profit aus ist, in einer Ideologie, die die Macht des Stärkeren stärkt, die Fortschritt zur Ausbeutung macht, die alles überbieten will, Altes

14 Standardtexte sind z. B.: Karin Hausen: Die Polarisierung der »Geschlechtscharaktere« – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben (Erstveröffentlichung in W. Conze (Hrsg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit. Stuttgart 1976, S. 367-393), in: Heidi Rosenbaum (Hrsg.): Familie und Gesellschaftsstruktur. Frankfurt am Main 1980. Ute Gerhard: Verhältnisse und Verhinderungen – Frauenarbeit, Familie und Rechte der Frauen im 19. Jahrhundert. Frankfurt am Main 1978. Claudia Honegger: Die Ordnung der Geschlechter – Die Wissenschaft vom Menschen und das Weib. Frankfurt/New York 1991

15 Kate Millett: Sexus und Herrschaft – Die Tyrannei des Mannes in unserer Gesellschaft. München 1974 (Orig. 1969), S. 38 f.

16 Karin Schrader-Klebert: Die kulturelle Revolution der Frau. In: Kursbuch 17, Frankfurt am Main 1969, S. 1

durch Neues, Primitives durch Entwickeltes, Zufall durch Wissenschaft, Schicksal durch Technik, Not durch Überfluss¹⁷ – unabhängig von den Bedürfnissen der verschiedenen Menschen. Zweifellos war für die aus der Linken hervorgegangene Frauenbewegung anfangs die »subversive Sprengkraft«¹⁸ kommunistischer Utopie nicht spurlos vorübergegangen, allerdings erheblich abweichend vom Original: das marxistische Befreiungs-Vokabular hatte wie eine Infektion gewirkt, und es begann eine Art Eigenleben zu führen. Frauen fingen Unerwartetes damit an, die großen Worte »Unterdrückung«, »Ausbeutung«, »Entfremdung«, »Befreiung« wurden mit eigenen Inhalten gefüllt, und als zu befreiende »Klasse« galt jetzt das Geschlecht der Frauen. Damit taten sich Welten auf, aber auch riesige praktische und theoretische Anforderungen an uns selbst.

In meiner Sicht gehörte zur *Herrschafts-* und *Gewaltkritik* das Konzept der *Mittäterschaft*: die These, dass die stabile Macht des Patriarchats überhaupt nicht denkbar sei ohne eine offene oder heimliche Beteiligung der Frauen an dem System, das sie schädigt und das zugleich von Frauen gestützt und bedient wird – oft ungewollt. Dieses System schlägt sich auch in den Köpfen nieder, es ist nicht nur außerhalb, es wird auch aktiv in der Neigung zum Dulden und Akzeptieren, zum komplementären Handeln, zur Teilhabe am patriarchalen Regelwerk. Denn jede Macht braucht ein Gegenüber, das der Macht zustimmt und sei es indirekt. In dieser Analyse ging es selbstredend nicht um Biologie, vielmehr um ein offensichtliches und ein verborgenes Prinzip, das *wie Natur* erscheint und mit höchst widersprüchlichem, giftigem Profit von Männern *und* Frauen einverleibt wird. Kritik an der Männergesellschaft mußte also eine Kritik an Frauen in der Männergesellschaft einschließen, die Kritik an Prägungen, die die patriarchale Geschichte und ihr androzentrisches Menschenbild bewerkstelligt hat. Um ungehindert fortbestehen zu können, braucht es die *Komplizenschaft* von Frauen. Diese Gesetzmäßigkeit wollten wir durchbrechen. Vor über 200 Jahren hatte Olympe de Gouges gesagt: »Ich diene meinem Geschlecht, indem ich es verfolge«.¹⁹ Und das heißt, die Kritik an Frauen als politische Kritik an einer Gesellschaft zu begreifen, die an kaum etwas mehr Interesse hat als daran, dass Frauen sich selbst kleinhalten und ihre historischen Befreiungsmotive *selbst* aufgeben oder abgeben²⁰.

Diese Kritik war schmerzhaft und zugleich aktivierend. Sie sollte dazu anstiften, den Weg in eine antipatriarchale und antikapitalistische Opposition zu gehen und in eine »Freiheit«, deren Wege nie vorgezeichnet sind. Diese Freiheit war für alle mit Risiken und für viele mit nachhaltigen Brüchen verbunden, persönlichen und beruflichen. Frauen sollten eine gesellschaftskritische und gesellschaftsverändernde Stimme bekommen, Feminismus sollte umfassende Gewaltkritik sein,

17 Odo Marquard: Zeitalter der Weltfremdheit. Beitrag zur Analyse der Gegenwart. In: Apologie des Zufälligen. Stuttgart 1986, S. 77

18 Stefan Wolle: Der Traum von der Revolte – Die DDR 1968. Berlin 2008, S. 134

19 In: Mary Wollstonecraft: Verteidigung der Rechte der Frauen II Orig.: London 1792), Zürich 1976, S. 21

20 Christina Thürmer-Rohr: »... Opfer auf dem Altar der Männeranbetung ...«

die die Auseinandersetzung mit verschiedenen Varianten von Gewalt und Herrschaft einschliesst, so auch unausweichlich mit der Geschichte des Nationalsozialismus und seinem völkischen und rassistischen Kern. Alle diese Forderungen waren verbunden mit heftigsten Kontroversen. Sie rührten nicht nur an ein »weibliches«, sondern auch an ein kulturelles Selbstverständnis. Denn sie stellten jedes Recht auf kulturelle Überlegenheit der sogenannten ersten Welt und ihrer Mitglieder in Frage, sie waren eine Attacke gegenseitlich erscheinende Identitäten und Zugehörigkeiten. Sie führten damit auch zur offenen Konfrontationen zwischen Ausländerinnen und Inländerinnen, schwarzen und weissen Frauen. Sie führten auch zu einer Konkurrenz der Opfer, denn der Status des Opfers blieb umkämpft, von den einen beansprucht, von anderen beneidet, beargwohnt oder rigoros zurückgewiesen.

Die Kritik an patriarchalen Ideologien, an struktureller Gewalt, an Heterosexismus, Kolonialismus, Rassismus, Totalitarismus und den dazugehörigen Komplizenschaften verlangte einen feministischen Denkhorizont, der über die »Frauenfrage« hinausging. Verbunden war der große Anspruch mit einer Selbstkritik, die einem im nachhinein fast schwindelig macht. Zum Beispiel die Kritik an unseren Beschränkungen: die Beschränkung einer Frauen-Befreiungs-Bewegung zu einer Frauenbewegung; die Beschränkung einer Frauenbewegung zu einer Frauen-Projekt-Bewegung; die Beschränkung feministischer Politik und Wissenschaft auf Frauenpolitik und Frauenforschung; die Beschränkung der Kooperationen auf Gleiche und Gleichdenkende; die Beschränkung des Veränderungsinteresses auf Selbstentfaltung und Selbstveränderung; die Beschränkung des Erfahrungsbegriffs auf Selbsterfahrenes; die Beschränkung der gesellschaftlichen Schuldfrage auf Selbstverschuldung; die Beschränkung der Patriarchatskritik auf das Mann-Frau-Verhältnis; die Beschränkung des Begriffs Geschlechterverhältnis auf sexuelle Beziehungen; die Beschränkung des Herrschaftsverständnisses auf Sexismus; die Beschränkung der Herrschaftskritik auf innerkulturelle Herrschaftspraktiken. Aus der Patriarchatskritik immer wieder weitgehend ausgegrenzt waren Herrschaftsformen, die nicht sexistisch, sondern rassistisch sind; ausgegrenzt war, was die eigene Kultur außerhalb der eigenen Grenzen anrichtet; ausgegrenzt eine Herrschaftskritik, die sich mit der kapitalistischen Form des Umgangs mit Menschen und Natur befasst; ausgegrenzt die Erfahrungen all derjenigen, die an der westliche Kultur anders als westlichen Frauen zu leiden hatten; ausgegrenzt die Frauen, die im eigenen Umfeld und keineswegs unsichtbar lebten, aber dem eigenen Wir nicht entsprachen²¹. Was diese Kritik spiegelt sind die Perspektiven, auf die wir aus waren und Ansprüche, die wir uns stellten. Und diese Ansprüche waren maßlos, grenzenlos, vielleicht verrückt, aber legitim. Heute kommt einem das vor wie ein Aufschrei gegen unsere Unzulänglichkeiten, gegen unsere Grenzen

21 Christina Thürmer-Rohr: Kopfmauern. Wir im Westen, ihr im Osten. In: Diess.: Verlorene Narrenfreiheit. Berlin 1994, S. 102

und unsere Überforderungen. Aber es waren ernsthafte, engagierteste Debatten, an denen unzählige Frauen teilnahmen, sich echauffierten, sich stützten oder bekämpften. Viele machten sich an die Arbeit. Und dann kam die Wende.

Die Zeit der Wende

Ohne Beschönigung muss man feststellen, dass mit dem Datum 1989/90 diese Debatten von der Bildfläche verschwanden, ihre Intensität ebenso wie ihre Inhalte. Es war einfach Schluss damit. Die Antwort sind wir uns noch schuldig. Auch in diesem Jubiläumsjahr hat der anhaltende Hagel öffentlichen Redens über jene Zeit zu den angedeuteten Fragen keine Antworten gefunden bzw. sie gar nicht erst gestellt. Zunächst war der Mauerfall auch für Westberlinerinnen eine Phase des atemlosen Erstaunens, der Begeisterung und Bewunderung, der Neugierde und des Lernens. Dabei war schnell zu ahnen, dass es sich hier nicht nur um ein DDR-Ereignis handelte und dass es nicht nur Deutschland betraf, sondern die ganze Welt, dass sich mit dem Verschwinden des Ostblocks ein Ereignis von weltgeschichtlicher Bedeutung abspielte, das unser aller Denkhorizonte zutiefst verändern würde, dass diese Veränderungen außerdem nicht nur Freudenfeuer und Freiheitsräusche auslösten, sondern auch politische und persönliche Dramen, die unterschiedliche Menschen unterschiedlich hart betrafen. Wer dem allen nicht nur wie einem äußeren Spektakel zusehen wollte, ließ alles liegen, um Kontakte zu suchen, fast wahllos. Wir wollten uns begegnen, treffen, kennenlernen, denn wir kannten uns nicht. Es gab wunderbare Erfahrungen, unvergessene Überraschungen, unerwartete Offenheiten, gelungene Freundschaften, die Spannung auf die erste Zusammenarbeit, überraschende anrührende Details, wenn z. B. Brandenburgerinnen zu unseren Treffen selbstgepflückte Blumen oder selbstgeschmierte Brote mitbrachten, und diese schönen Dinge spielten sich vor allem an informellen, mehr oder weniger privaten Orten ab.

Meine Enttäuschungen betrafen zunächst die eigene, die westliche Seite. Zum Beispiel habe ich 1990 einen Text »Zur Deutsch-deutschen Sturzgeburt« geschrieben, der von Anklagen gegen den westlichen Teil des neuen Deutschlands nur so strotzt: Das Veränderungshandeln gehörte der DDR-Bevölkerung, und niemandem sonst, aber es wurde so getan, als sei der Mauerfall das Werk westlicher Politiker oder »der Deutschen«. Die (west)deutsche Jagdgesellschaft vereinnahmte die Ereignisse schnellstens für eigene Interessen, sie schwamm auf einer Woge der Selbstgerechtigkeit und im Adrenalin/Testosteron der eigenen Macht. Vorwürfe trafen auch Frauen. Unvergessen der Film »Auf der Mauer auf der Lauer« (Sybille Plogstedt), in dem verschiedene Westfrauen aus Stadt und Land zu Wort kamen, um sich in unverhohlener Herablassung über die neuen Bundesbürger herzumachen – wie sie Plastiktüten mehrfach benutzten, wie sie über die Läden herfielen, wie sie mit ihren Trabis »unseren« Stadtteil verschmutzten etc. Ich will das jetzt nicht alles wiederholen.

Die meisten West-Feministinnen verharrten in paralysiertem Schweigen. Das betraf z. B. die Frage der Nation: Die taz schrieb damals, jetzt müssten feministische Fragen zurückstehen, jetzt gehe es um Weltpolitik, um die ganz großen Fragen also, um eine Neuordnung der Macht. Ja, aber für uns war Feminismus »Weltpolitik«, ihm ging es um eine Neuordnung der Macht – aber in einem ganz anderen Sinne. Das Beunruhigende war, dass die »deutsche Frage« den männlichen Machern überlassen blieb und deren Dominanz ungebrochen zurückkehrte. Die Lockungen des Wortes »Weltpolitik« rechtfertigten das Vorpreschen eines zu packenden Überlegenheitsbewußtseins der Stärkeren ohne Einhalt gebietende Gegenmacht. Was für ein Deutschland sollte das nun werden? Unsere Verschiedenheiten durch die Prägung konträrer Gesellschaftssysteme einschließlich ihrer Oppositionskulturen waren tiefgreifender als wir wahrhaben wollten. Die Benennung dieser Verschiedenheiten und eine wirkliche Auseinandersetzung um das gemeinsame und das getrennte deutsche Geschichts-Erbe gab es kaum. Wie wir wissen, war das wohl zu früh, vielleicht waren die Befürchtungen auch übertrieben. Aber, ob zu früh oder nicht, es fehlte meist eine gegenseitige Verstehensbereitschaft, und die Lähmung und Sprachlosigkeit der Westfeministinnen angesichts der »großen Fragen« signalisierte die Wiederholung des Gleichen. Jede antipatriarchale Grundsatzkritik war annulliert, und mit Blick auf dieses neue Gesamtdeutschland handelte es sich nicht um eine *revolutionäre* Situation. Das Gesamt-Volk schien wieder zum »allseits reduzierten Gesamtmann« zu werden (Pieke Biermann). Mit ihm hatte auch der Silvestertanz am Brandenburger Tor 1989/90 keine neue Qualität. Und der Frau, die zu diesem Mann paßt, gelang als Krönung des politischen Umsturzes der Sprung aufs Titelblatt der Herrenmagazine. Als erstes Playmate aus der DDR symbolisierte sie den Fortschritt, und mit diesem die Degradierung zum Objekt und zum Symbol einer »nachholenden Entwicklung«, einer Angleichung an westliche Bilder und »Freiheiten«²². Und dass das so war, fand auch auf westlicher Seite kaum jemand erwähnenswert. Entweder wurde es mit klammheimlicher Freude registriert oder überhaupt nicht bemerkt. Allzu verständlich war, dass der Mann Geschichte macht. Und dieser konnte sich weitgehend sicher sein, dass Frauen ihm dieses Vorrecht nicht abspenstig machen²³.

Vielen verschlug es die Sprache. Das Schweigen vieler West-Feministinnen wurde dadurch verstärkt, dass die naiv erhoffte Übereinstimmung mit den Ost-Frauen ausblieb. Gut ging es nur auf einem persönlichen Terrain und wenn bestimmte politische Fragen ausgeblendet blieben. Wir Westlerinnen mussten *handsome* sein, vorsichtig, zurückgenommen, sonst ging das nicht. Der wiederholte Vorwurf, der Westfeminismus sei elitär, männerfeindlich, normalitätsfeindlich, revisionistisch, kleinbürgerlich, theoretisch, abgefahren in bloße Minderheitenre-

22 Maria Mies: Patriarchat und Kapital. Frauen in der internationalen Arbeitsteilung. Wien 1989, S. 269

23 Christina Thürmer-Rohr: Feminismus und Sozialpädagogik. Vortrag FHSS am 18.1.1090. In: Texte zur feministischen Gesellschaftskritik, TUB 1990

gionen etc. provozierte hilfloses Schulterzucken, aber auch nachhaltige Rückzüge. Wir wurden nicht fertig mit einer Nachbargesellschaft, für die die Worte Feminismus und Patriarchat nicht viel mehr zu sein schienen als Schimpfworte für dekadente Erscheinungen des westlichen Kapitalismus. Bei Ausflügen ins Berliner Umland sahen wir uns behandelt wie Besatzungsoffiziere oder wie Ehefrauen von Immobilienmaklern. Wir sahen uns Identitätszuweisungen ausgesetzt – *alle* Westler sind Kolonisatoren, Ellenbogenmenschen, konkurrent, arrogant etc. –, die uns in eine vorgefertigte West-Spezies hinein kategorisierten und auf die Seite derjeniger verfrachteten, der wir uns nie hatten zuordnen wollen und die wir erbittert bekämpft hatten. Wir sahen unsere Oppositionsrolle entwertet, ausgerechnet von Seiten derer, mit denen wir uns ja eigentlich verbünden wollten.

Wenn wir in Ost und West gleiche Worte für verschiedene Inhalte benutzten – z. B. »Emanzipation« und »Emanzipationsvorsprung« – häuften sich Fallstricke und Fettnäpfe. So brachten Ostlerinnen einen ganz anderen Begriff von »Normalität« mit, einen positiven nämlich, und sie waren und sind stolz darauf, diese Normalität in die Wende eingebracht zu haben²⁴. Es brauchte Zeit, um mitzukriegen, was Ostlerinnen mit »normalen Frauen« meinten. Denn uns fehlte ja gerade das Vertrauen in eine Normalität, die für uns zumindest auch das Verhängnis einer Prägung beherbergte, die wir attackierten: die Normalität der Unterwerfung. Eine Verführung zu Missverständnissen brachte auch die Verknüpfung gesellschaftlicher und persönlicher Veränderungen mit sich, für die der West-Feminismus ja eigentlich stand. Das betrifft z. B. den berühmten Satz »Das Persönliche ist politisch«. Dieser Satz war schon längst vor der Wende nachhaltig verzerrt worden, nämlich immer wieder reduziert auf seine eine, die persönliche Seite. Übrig blieb dann die Sorge um die eigene Befindlichkeit oder die Beziehung »Ich und mein Freund«. Die Forderung, auch das Private zu politisieren, war also immer schon in der Gefahr, zum Freibrief für egozentrische Sackgassen und Blickverengungen zu werden. Diese psychologische Schlagseite kollidierte, wie Sibyl Klotz kürzlich sagte, mit dem Pragmatismus der Ostfrauen. Dem ist sicher nicht zu widersprechen. Nur: diese Psychologisierung war zwar weit verbreitet, aber sie war immer wieder innerfeministisch kritisiert und analysiert worden. Der Satz war eben gar nicht psychologisch gemeint gewesen. Was er sagen wollte war, dass Gewalt Gewalt ist und Diskriminierung Diskriminierung, egal ob sie sich in aller Öffentlichkeit oder im verborgenen Privaten abspielt. Wenn also viele Frauen sich in den Mikrokosmos der eigenen Psyche zurückgezogen oder verirrt hatten, hatte das weniger mit dem Feminismus zu tun als mit dem Anwachsen einer Therapiegesellschaft, die schon in den 80er Jahren viele Frauen mitgerissen hatte: Spiegel eines gesellschaftlichen Leidens oder Unwohlseins, auch Ausdruck einer spezifisch »weiblichen« Neigung, das Persönliche in den Mittelpunkt aller Aufmerksamkeit zu rücken und sich auf das überschaubare Territorium des eigenen Ichs zu be-

24 Tatjana Böhm: Interview mit Ulrike Helwerth und Simone Schmollack in: taz vom 4.12.2009, S. 13

schränken. Manche Feministinnen legitimierten ihre Psychozentrierung mit der Meinung, man müsse im ersten Schritt das eigene psychische Haus in Ordnung bringen, um dann im zweiten Schritt »nach draußen« gehen zu können. An diese Stufen-Abfolge habe ich nie geglaubt. Jedenfalls, es ist bis heute ein potenziertes Missverständnis, den West-Feminismus mit diesem sowieso schon so oft missverstandenen Satz »Das Persönliche ist politisch« zu identifizieren und zu meinen, den Westfeministinnen sei es in erster Linie um den eigenen Platz an der Sonne und die Erwärmung des eignen Ichs gegangen. Ich war der Meinung: »Feminismus ist nicht Glück, sondern Erkenntnis. Wenn diese etwas mit Glück zu tun hat, dann ist es das Glück, zur menschlichen Würde zu gelangen, die Geducktheit der weiblichen Norm und ebenso die Fesselung im eigenen Ich hinter sich zu lassen: Das Glück, etwas zu entwirren, aufzudecken, zu beleuchten, das normgemäß unentdeckt bleiben soll und das von niemand anderem als von Frauen selbst ans Licht gebracht werden kann²⁵.

Man kann die Herausforderung feministischer Gesellschaftskritik als Aufklärungsarbeit bezeichnen, Aufklärung als »Geisteshaltung und Arbeitsmethode«²⁶, eine Selbstaufforderung, die die Oberfläche scheinbar selbstverständlicher Normen und hergebrachter Alltagsmeinungen durchdringen will, um dahinter zu sehen. Es ging darum, *Zusammenhangsblindheiten* zu überwinden – ein Wort, das wir schließlich den marxistischen Klassikern entnommen hatten. Für solche Anstrengungen braucht man gesellschaftstheoretische Annahmen. Und meines Erachtens waren es vor allem die *theoretischen* Vorgaben des Westfeminismus, die – so schien es – für Ostfrauen seltsam oder irgendwie entbehrlich waren. Wir verstanden das nicht. Wir sahen den theoretischen Anspruch des Feminismus verkannt. In dem Studiengang z B., für den ich verantwortlich war, legten wir besonderen Wert auf ein feministisches Studium, das Praxis und Theorie verbindet. Wir waren stolz auf eine Untersuchungsarbeit, die sich gegen die stählernen theoretischen Waffen der Linken durch eigenständige Theorieproduktion behaupten konnte, wir wollten dieser ebenso wie den Praxisprojekten das gleiche Gewicht zugestehen. Wir wollten die althergebrachte Zuständigkeit der Männer für die Theorie, der Frauen für die Praxis aufheben. Denn diese alte Arbeitsteilung war immer hierarchisch und hatte die Frauen bestenfalls zu Ausführenderinnen und Handlangerinnen vorgedachter Erklärungen gemacht. Das wollten wir auf keinen Fall fortsetzen. Wir wollten auf keinen Fall bloße Reparatuerinnen angerichteter Schäden bleiben, die an die Grundfesten nicht rühren.

Hinzu kam, dass in den achtziger Jahren – nach den ersten empörten Erkundungsphasen und Berichterstattungen über die Situation von Frauen – der Bedarf an feministischer Theorie gewachsen war. Die Frauenbewegung war ja – im Un-

25 Christina Thürmer-Rohr: Befreiung im Singular – Zur Kritik am weiblichen Egozentrismus. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, H. 28, 1990, S. 17

26 Hans Mayer: Das unglückliche Bewusstsein. Frankfurt am Main 1989, S. 234

terschied zur Linken – bekanntlich ohne theoretische Grundlagen gestartet, die wir fix und fertig hätten zur Hand nehmen und nachlesen können. Während anfangs das Gemeinsame des Frauenaufbruchs noch im Flair des Wortes »Veränderung« lag, in der Suche nach neuen Wegen, in der Bereitschaft, mit Konventionen zu brechen, sich aus der Bahn zu werfen und werfen zu lassen, in diesem Aufstand gegen den Stillstand der Zeit²⁷, ging es jetzt um die systematische Aufdeckung gesellschaftlicher Herstellungsmuster und Machtverfestigungen, die die Permanenz der historischen Geschlechterungleichheiten und Verhaltensprägungen erklären konnte. Wir brauchten einen Schlüssel, der Zugang zu den verborgenen Gesetzmäßigkeiten schafft, Hypothesen, die das, was wir sahen, in Zusammenhang bringen konnten. Wir sahen darin nichts Elitäres, keine »Anleitung zum Handeln« von oben, sondern eine allen zuzutrauende und allen zugängliche Anstrengung des Denkens, um *hinter* die Alltagsphänomene zu sehen und die praktische Arbeit zu fundieren²⁸. Jedenfalls, wir hatten angenommen, dass wir gerade durch die Schwestern aus dem Osten mit ihrer historisch-materialistischen Bildung Verstärkung unserer theoretischen Bemühungen bekämen, auch Verstärkung gegen die traditionelle Theoriefeindlichkeit vieler Frauen. Und wir verstanden nicht, warum sich das als Irrtum herausstellte.

Die feministische Patriarchatstheorie basierte nicht nur auf einer Untersuchung der Gegenwart, sondern wesentlich auch auf einer patriarchalen *Geschichte*, von der wir meinten, sie sei keineswegs überwunden, sie wirke fort. Was wir in diesen Geschichtsinspektionen weitgehend ausgelassen hatten, war die Geschichte des Sozialismus – auch wenn die sozialistische Nachbarschaft subkutan ihre Wirkung tat. Aber seine frauenpolitische Erfolgsgeschichte hatte uns nicht wirklich überzeugt. Die ungeduldige und unversöhnliche feministische Fundamentalkritik war nicht recht bereit, den Umgang sozialistischer Länder mit »der Frauenfrage« soweit anzuerkennen, dass sie unsere Radikalansprüche hätten befriedigen können. Für uns war ein Gleichheitspostulat nicht wirklich glaubwürdig, das Frauen erstrangig als Mütter und Arbeitskräfte definiert, aber Halt macht vor ihrer Einbindung in alle Bereiche des politischen Lebens, d. h. Halt macht vor ihrem politischen Veränderungspotential. Wenn wir vom weltweiten Patriarchat sprachen, sahen wir auch in der Parallelität der damaligen Aufrüstungslawine den sinnfälligsten Ausdruck einer patriarchalen Gewaltlogik, die sich in den beiden Systemblöcken des kalten Kriegs nicht unterschied. Wir fanden die Waffensysteme des Warschauer Pakts nicht besser als die der Nato. Diese Einschätzung war nicht dazu angetan, uneingeschränktes Vertrauen in eins der beiden Systeme zu entwickeln.

27 Xaver Brenner: Mythos 68 – Oder die Fortsetzung einer Bewegung. In: Kommune H. 1, 2008, S. 18 (S. 18-22)

28 Christina Thürmer-Rohr: Gesellschaftstheoretische Grundlagen feministischer Frauenforschung. Studien-Manuskript TU Berlin 1988

In der Uniarbeit spürte man schnell Reserve oder Desinteresse der Ost-Studentinnen gegenüber feministischen Fragen. Man hätte sie ihnen von oben verordnen, also überstülpen müssen. Gerade das wollte ich nicht. Das hätte dem basisorientierten Konsens unseres Studiengangs total widersprochen. Also habe ich in einem schnellen Entschluss den seit 1976 bestehenden – später abgewickelten – feministischen Studienschwerpunkt inhaltlich verändert und umbenannt. Ich meinte, das Gebot der Stunde sei jetzt, *gemeinsame* und für alle Beteiligten *neue* Fragen anzugehen – Fragen der Menschenrechte und des politischen Denkens, und Fragen des dialogischen Prinzips. Dialog und dialogisches Denken schien eine entscheidende Quelle der Neuorientierung werden zu können, ein Weg, um vorschnelle Verallgemeinerungen und Vorurteile nicht aufkommen zu lassen. Denn jeder praktizierte Dialog konfrontiert vorbehaltlos mit den konkreten Anderen. Die Anderen können nicht mehr weggedacht, sondern müssen mitgedacht werden. Diese Arbeit war produktiv. Sie förderte immer neue Unterschiede zu Tage, die nun für alle Beteiligten unübersehbar in auf dem Tisch lagen. Das Bild über die DDR – sofern wir eins hatten – bekam viele Varianten, auch neue Fragezeichen. Es waren oft paradoxe Erfahrungen. Je nachdem, ob der Abschied vom Sozialismus als freudiges oder als erschreckendes Ereignis wahrgenommen worden war, traf man auf ein grenzenloses Vertrauen in die Demokratie oder auf eine pauschale Demokratie-Skepsis. Das erstere war vielen Westfeministinnen in ihrer Staatsferne und ihrem Generalmisstrauen suspekt und allenfalls aus Fensterreden vertraut. Das Gegenstück aber war uns ebenso fremd und erschien uns vor allem ignorant gegenüber den vielen Veränderungsinitiativen von unten, in die wir ja alle politischen Hoffnungen setzten. Unverständlich fanden wir auch, wenn Ostlerinnen den Wert der Meinungsfreiheit bezweifelten und sagten, sie bewirke ja nichts, man könne jetzt alles sagen, aber alles lande in Watte! Hätten wir jetzt sagen sollen, dass öffentliche Meinungsäußerung keine Angelegenheit schnellen Erfolgs ist? Hätten wir sagen sollen, dass der Versuch, »von der Vernunft öffentlich Gebrauch zu machen«, immer hartnäckige Argumentations- und Überzeugungsfähigkeit braucht, damit Minderheitenpositionen überhaupt so etwas wie Diskursmacht gewinnen können? Welche besserwisserische, ja lächerliche Rolle wäre das gewesen? Wir fingen plötzlich an – mehr oder weniger verstohlen –, Errungenschaften des westlichen Systems zu verteidigen. Das aber ging nun gar nicht. Erstens hätte uns solche Verteidigung systemkonform gemacht, was ein rücksichtsloser Verstoß gegen unsere oppositionellen Grundsätze gewesen wäre, und zweitens hätte diese Verteidigung automatisch die Ostlerinnen wiederum gekränkt. Denn man konnte nicht einfach so tun, als wäre unser Verhältnis als politisches Verhältnis gleichgewichtig, symmetrisch. Das war es nicht, und so waren wir es, die die eigenen Argumente zurückstellten, für uns behielten oder aufgaben.

Die gemeinsame Zeit heute

Ich gebe zu, dass dieser Teil mir Schwierigkeiten macht. Ich habe keine eindeutigen Schlussfolgerungen mitzuteilen. Ich bin auch nicht befugt, allgemeine Lageeinschätzungen abzugeben, zumal ich seit der Wende und mit zunehmendem Alter etwas abtrünnig geworden bin und mich mit vielen anderen Themen beschäftigt habe. Ich bin also in frauenpolitischen Fragen keine Expertin mehr, allenfalls Beobachterin. Als solche meine ich, es gibt Veränderungen, über die man sich freuen kann, und was sich nicht änderte, kann eigentlich nicht überraschen. Wir hatten die Chance, mit all den vielen Anfechtungen Bewegung in das eigene politische Denken zu bringen. Dazu gehört auch, die kleinen Schritte und die mühsame Arbeit der Professionellen in Politik, im Bildungsbereich, sozialer Arbeit etc. und anderen Institutionen wert zu schätzen. Wir haben gelernt, mit unbeantworteten Frage zu leben. Was also bleibt ist ein Sammelbecken mit ungeordneten Fragen, die eines bräuchten: die öffentliche Diskussion.

1. Zur Lage: Die Wende war ein Realitätsschock. Er fegte Illusionen weg und räumte mit allen Ideologien auf. Es war ein »Lernschmerz«, und man kann noch nicht wissen, ob dieser heilsam war oder ob mit ihm lediglich politische Energie verloren ging. Heute wissen wir nicht mehr, was »die Wahrheit«, »die Frau«, »der Feminismus« ist. Das Wort »Ideal« nimmt man kaum noch in den Mund. Wir scheuen die großen Worte und Sinnfragen. Die überschaubaren Regionen und erkämpften Besitzstände sind verschwunden. Die globalisierte Welt hat allen enorme Orientierungsprobleme beschert. Der Kapitalismus zeigt sein brutales Gesicht, die patriarchale Logik agiert ungeschminkt, z. B. in der Bankenkrise, der Klimakrise, der Kriegsfrage. Die alten Geschlechterprobleme stehen zurück hinter Problemen von Ökonomie und Arbeitsbeschaffung. Der feministische Kampfgeist ist verschwunden, der Geschlechterkampf scheint erledigt. Das Interesse der jungen Generation schwächelt oder bleibt eine Leerstelle. Die Forderung nach »Geschlechterdemokratie« ist befleckt von der Tatsache, daß vielen das Vertrauen in »Demokratie« überhaupt abhanden gekommen ist. Ergebnis ist eine Mischung aus schlechter Laune und einer gemäßigt zufriedenen Gelassenheit. Das ist aber nicht alles.

2. Zur Frauenpolitik: In den letzten 20 Jahren hat sich vieles zugunsten von Gleichstellung und Diskriminierungsabwehr verändert, vor allem im Bereich institutionalisierter Politik einschließlich Gesetzgebung und EU-Recht. Und ich gehe davon aus, dass solche Errungenschaften nicht zuletzt dem indirekten Druck aus der vergangenen DDR-Praxis zu danken ist. Allerdings wird das nie benannt. Und mit diesem Verschweigen werden alte Kränkungen erneuert. Was die Gleichstellungspolitik betrifft, meine ich, dass deren Bürokratisierung – die Flut der Richtlinien, Satzungen und Satzungszwecke, der Evaluierung und Implementierung von gender-mainstreaming etc. – dazu beigetragen hat, dass Grundsatzfragen zurückstehen oder ganz verschwinden. Was den Sieg davonträgt sind *betriebswirtschaftliche* Modelle, mit denen das Geschlechterproblem wie die Gesellschaft

überhaupt zu managen versucht wird. Die frühere Vitalität der Gleichstellungsforderungen scheint erlahmt. Soll man sich damit zufrieden geben, wenn ein neoliberaler Feminismus das Feld beherrscht? Wer äußert sich noch, wenn sogenannte »Weiblichkeit« sich zum Bewerben einzelner Politikfelder eignet und es z. B. in gutgemeinten Geschlechter-Zuschreibungen heißt, »Frauen« seien besonders sozial und integrativ, würden effizienter und nachhaltiger arbeiten etc.? Wer sagt, dass solche Pauschalurteile nicht nur Unsinn sind, sondern auch sexistisch? Wer sagt, dass es nicht darum geht, wie Frauen *sind* und wofür man sie nutzbringend verwerten kann, sondern um Gerechtigkeit? Denn nicht weil Frauen besser oder effektiver *sind* als Männer sollten sie gleichberechtigt sein, sondern weil sie ein Recht auf Gleichheit haben. Was soll man sagen, wenn der geförderte Aufstieg »der Frau als Frau« von bremsendem Verdacht begleitet wird? Was soll man halten von der Meinung vieler junger Frauen, die eine spezifische Frauenförderung für positive Diskriminierung halten und damit für deren »häßliche Schwester«? Was ist mit dem Argument, das oft bemühte Weiblichkeitslob betone und bekräftige erneut die Geschlechterunterschiede und sei einer Gleichstellung gerade nicht förderlich? Vielleicht könnten wir auch froh sein, wenn die Jungen sich nicht eingemeinden lassen in ein unterprivilegiertes Geschlecht, nicht reduzieren lassen auf den Status einer defizitären Minderheit, damit auch keinen Sonderstatus beanspruchen und sich voll zugehörig sehen. Die Älteren sind jedenfalls nicht dazu da, den Jungen ihre Meinungen auszutreiben. Man muss ihnen zutrauen, selbst Erfahrungen zu machen und sich überraschen lassen.

3. *Zum Feminismus:* Der Vorschlag, den Begriff der Emanzipation durch den der *Gerechtigkeit* zu ersetzen²⁹, ist nicht ganz von der Hand zu weisen. Aber wollen wir das? Er würde feministische Positionen in die Vergangenheit befördern. Hat sich die frühere feministische Theorie für die Gegenwart als falsch erwiesen, bzw. hat sie allenfalls Geltung gehabt für vergangene Epochen die heute überwunden sind? Braucht man noch gesellschaftstheoretische Annahmen und warum interessieren sich allenfalls noch Genderexpertinnen dafür? Trifft es zu, dass die Genderforschung die Machtanalyse zurückstellt und so selber an der Entschärfung der Machtfragen teil hat? Brauchen wir vielleicht nichts als empirische Recherchen, um mit ihnen die fortbestehenden Ungleichheiten als Tatsachen zu beweisen? Oder ist das Messen von Ungleichheiten noch gar kein Beweis struktureller Gewalt und struktureller Schäden? Denn auch die Ungleichen können sich daran beteiligen. Zum Beispiel geht die Entlastung von Müttern durch eine vernünftige öffentliche Kinderversorgung oder die gleiche Verteilung von Arbeit, Geld und Ämtern ja nicht in der früheren feministischen Grundsatzkritik auf. Sie berührt sie nicht direkt und nicht unbedingt. Kann man also verzichten auf die Analyse der *Komplizenschaft*, der Mittäterschaft an einer weiterlebenden Logik, die wir mal patriarchal nannten? Ich meine: Nein.

29 Jens Jessen: »Das Kreuz mit der Emanzipation« in: Die ZEIT Nr. 35, 25.8.2005, S. 35

4. *Zur Veränderung von Menschen*: Auf der Veranstaltung der überparteilichen Fraueninitiativen im November diesen Jahres hiess es aus dem Publikum (Alexandra Goy), »Gesetze sind geändert. Jetzt müssten Menschen sich verändern!« Ja, aber das geht wohl nicht, und vielleicht ist es gut, dass das nicht geht! Solche Veränderungsforderungen sind nahe liegend und verlockend, und sie sind immer gescheitert. War eigentlich mit der Proklamation von Frauen als Agentinnen der Veränderung gemeint gewesen, dass Frauen sich als Menschen, als Personen zu verändern hätten? Haben wir vergessen, dass man eine Welt nicht dadurch verändert, dass man die Menschen in ihr ändert – »ganz abgesehen von der praktischen Unmöglichkeit eines solchen Unterfangens«³⁰. Das sagte Hannah Arendt, und zwar unter der Überschrift »Was ist Politik?« Und am Beispiel Rahel Varnhagens hat Arendt gezeigt, dass man gesellschaftlichem Unrecht nicht durch den Versuch persönlicher *Wesensveränderung* Abhilfe schaffen kann. Solche Anstrengungen sind nicht nur müßig, sondern werden zu nichts als zum Kampf gegen sich selbst, zum nein zu sich selbst³¹. Auch von der *Geschichte* als Erzieherin der Menschen ist zumindest nicht das zu erwarten, was das aufklärerische achtzehnte Jahrhundert noch erwartet hatte, auch nicht vom mündig gewordenen Individuum, das kraft seiner Vernunft Geschichtswahrheiten zuverlässig erkennen könnte. Es gibt Dinge, mit denen man sich abfinden muss, und dazu gehört die begrenzte Lern- und Veränderungsfähigkeit der menschlichen »Natur«. Erst recht die Großentwürfe vom *neuen Menschen*, der im 20. Jahrhundert herzustellen versucht wurde: die eine Sorte Mensch, die der Utopie entspreche sollte – der lasterfreie Mensch, der Sowjetmensch, der sozialistische Mensch – sind gründlich widerlegt. Abgesehen davon, dass dieser Mensch sich nicht herstellen ließ, waren die Versuche immer mit Säuberungen verbunden, mit denen alle, die dem Ideal nicht entsprachen, zu schweigen oder zu verschwinde hatten. Und damit ist nicht nur der Versuch gescheitert, sondern auch das Ideal desavouiert. Ein menschlicher Wohnort für alle entsteht erst mit der permanenten Anstrengung, Wege *mit* den vorhandenen Menschen zu finden. Mit ihnen müssen wir auskommen, den realen Menschen, nicht nur mit den erwünschten. Was geändert werden kann ist eine Politik, die ernst macht mit ihrer Aufgabe, das Zusammenkommen und Zusammenleben der Verschiedenen und deren Anerkennung zu garantieren³². Und was sich verändern kann ist ein politisches Klima, in dem Menschen sich bewegen und selber denken und handeln können, in dem also menschliches Handeln also nicht als Störquelle abgewertet wird, sondern Grundlage des Politischen wird, das dem Überflüssigwerden von Menschen als Menschen beenden kann³³.

30 Hannah Arendt: Was ist Politik? München 1993, S. 24

31 Hannah Arendt: Rahel Varnhagen – Lebensgeschichte einer deutschen Jüdin. München 1995, S. 23 f.

32 Hannah Arendt: Was ist Politik? München/Zürich 1993, S. 9

33 Christina Thürmer-Rohr: Alptrraum Utopie. In: Fama Nr. 4, 15. Jahrg., Basel 1999, S. 8-10

5. *Zum Dialog*: Ich meine, nach 20 Jahren ist es Zeit, dass wir uns nicht gegenseitig weiterhin nach Ost-West-Unterschieden festschreiben lassen müssen. Das heisst aber nicht, dass damit die Frage nach den Unterschieden erledigt wäre. Wir hatten alle die Möglichkeit, im Verhältnis zu den *Anderen* zu einem neuen Verständnis einer Politik der Anerkennung zu finden, wir hatten die Gelegenheit, zu erfahren was es heisst, überhaupt ins Gespräch zu kommen und die Suche nach Einheit und Übereinstimmung zurückzustellen vor dem Interesse an *anderen* Sichtweisen, Herkunftfen und Lebensentscheidungen. Der Dialog hat eine neue Chance bekommen. Und das ist überhaupt nicht selbstverständlich. Auch im Westen ist Dialog bis zur Wende eine ziemlich abgekanzelte Angelegenheit gewesen, Ausdruck von Meinungsschwäche und Überzeugungsfeigkeit. Dialog – so war die verbreitete Meinung – war etwas für Leute, die nicht wissen wo's langgeht, die keine Linie haben, »scheißliberal« hieß das. Dieses Vorurteil blieb vollkommen ignorant gegenüber den Umwegen, die wir machen, der Zeit, die wir brauchen, den Unwägbarkeiten des *anderen* Menschen. Der Dialog lässt sich mit Gesten der Belehrung und Bekehrung nicht vereinbaren, deswegen ist er für jede Herrschaft ein Feind. Im Dialog bekommt jedes Gegenüber sein Gewicht, denn es lässt sich nicht ausschließen, nicht aus dem Weg zu räumen³⁴. Im Dialog versagen alle Einheitsillusionen, die die Unterschiede zwischen Menschen zum Singular zusammenschmieden wollen und Pluralität zerstören – Hirngespinnste, die die Wirklichkeit nie entsprechen. Jeder Dialog ist näher an der Realität als jede dogmatische Überzeugung und ausgearbeitete Ideologie und ist mit moralischen und politischen Rigorismen nicht zu vereinbaren. Andere sind alle, alle sind anders. Man stimmt nicht einfach überein, man trifft auf Schranken und Mauern, und man versucht, Brücken zu finden, und diese sind zerbrechlich und nur vorsichtig begehbar.

6. *Zur Repolitisierung*: Hildegard Maria Nickel forderte kürzlich eine »Repolitisierung« der Frauenfrage. Ich stimme dem zu. Repolitisierung müsste auch heißen, die sogenannte Frauenpolitik aus der Segment-Politik zu befreien und zur allgemeinen Gesellschaftsfrage zu machen³⁵, so wie es auch das Manifest des Unabhängigen Frauenverbandes wollte. Erst damit könnten Fragen wieder aufgegriffen werden, die den Feminismus umtrieben – die radikale Verwerfung struktureller Gewalt. Repolitisierung würde m. E. auch bedeuten, den Politikbegriff aus seiner üblichen Bindung an die institutionelle Politik zu befreien. Es geht darum, das Politische nicht an die Institution Politik und die Profession der Politiker zu delegieren, sondern wieder in die Menschen zurückzuholen als unsere Fähigkeit, Sorge um die Welt zu tragen. Es geht um die Vitalisierung des Politischen, um eine Rückbesinnung auf die Kraft des Zusammenhandelns, es geht darum, wieder

34 Christina Thürmer-Rohr: Neugier und Askese – Vom Siechtum des dialogischen Prinzips. In: Thomas Greven/Oliver Jarasch (Hrsg.): Für eine lebendige Wissenschaft des Politischen. Frankfurt am Main 1999, S. 61-74

35 Mechthild Jansen: Die Frauenkarte. Taz vom 22.9.2009, S. 12

grundlegende Fragen zu stellen und nicht nur das Machbare, sondern auch das Potentielle zu denken und zu sagen. Es geht um eine Macht, die nur durch das Zusammenhandeln von Menschen entsteht – kein Dauerzustand, sondern ein vorübergehendes Glück. Wenn heute viele aus Ost und West im Rückblick auf unsere jeweiligen Bewegungsphasen sagen, das war »die lebendigste Zeit meines Lebens«³⁶, dann sind solche politischen Erfahrungen gemeint: die Energie und der Mut, das »Glück der Öffentlichkeit«, die politische Unruhe, die Grenzversetzungen und -erweiterungen, das Zutrauen, dass Menschen gemeinsam etwas verändern können, dass man sich den Verhältnissen nicht unterwerfen *muss*, dass man nicht einfach und total von ihnen determiniert ist, dass man auch den Alltag verändern kann, dass man selbst denken, selbst Entscheidungen treffen und Initiative ergreifen kann, dass man also handeln kann, und schließlich auch: dass die Erfahrung des Irrtums Menschen auch menschlicher machen kann. Alle politischen Bewegungen haben »den Wert eines Beispiels«: sie können den Mythos widerlegen, dass man nichts gegen eine herrschende Politik machen könne, sie können »beweisen, dass etwas Neues existieren kann«³⁷. Es geht darum, die Erinnerung wach zu halten an eine Möglichkeit, die wir haben.

36 Sarah Haffner: Die Kunst als Weg zu sich selbst. In : Ute Kätzel: Die 68erinnen. Berlin 2002, S. 150

37 ebd., S. 269

Lebensgefühle – Lyrik aus zwei Jahrzehnten

Deutschland

Du bist das andere an das ich ende nicht gelange erst hatten wir den kalten krieg dann keinen krieg mehr aber kalt und fleißig ist der fisch gezählt und eingeschweißt die hoffnung frischgehaltene garantie geruchlos verschlossen der anschluss ging von statten am schnürchen ging es wie gehabt

Und jetzt die erfrorene landschaft und stimmgeflecht ist eingenäht in mein gedächtnis wie einsteins mähne wirr eine tonleiter höher schon weiß ich nicht weiter die nachkerzen haben den dienst versagt das zimmer geht durch meinen schritt bringt straßen gassen plätze platten mit rissen und ritzen und durchgänge übergänge hausflure bahnsteige niemals namen außer: christine fährt die straßenbahn

Jede von uns hatte zwei linke arme und jede von euch zwei rechte und jede von uns ein blaues und ein braunes auge und von euch ein braunes und ein blindes einen gedrehten rumpf und einen geraden ein quadrathirn und eins für poesie getauscht gegen gemeinsames vergessen von böhmischen dörfern andalusischen dörfern geisterbahnhöfen grenztoten verschneiter stirn

Deutschland du bist was sei dahingestellt und angesagt ist oder mehr als worte sagen können wenig genug nun fängt die sonder sendung an geworben wird für paarweises mischen fußball edelstahl und urlaubsglück wir von der kleinen hälfte da wir sind das nicht gewöhnt man tastet uns zur sicherheit die menschenwürde ab dann gehts ins flugzeug über see

(2005) aus: »Der zugang ist gelegt«, ERATA, Leipzig 2008

Im café

Kommt aus dem ventilator
gefilterte lust
Ich halte meine kaffeetasse hin
Wann werd ich endlich gefüllt?
sagt sie und geht zu bruch
Eine sängerin kräht
Ich wage nicht
von ihrem hals wegzuschauen
der sich langsam herausschraubt
Immer weiter entfernt sich
der kopf
von den schultern
gleich – atem anhalten!
stößt er gegen die decke
Die gäste tun so
als wär nichts gewesen
Ich bezahle die tasse nicht
und bleib

(1988) aus: »Nahe dem wortwendekreis« Hain-Verlag, Rudolstadt 1997

Neunter november neunzehnhundert neunundachtzig

Dass die sonne schön wie nie
über deutschland über alles
in der welt
noch ein wenig den schein wahr
bis sie untergeht

(1989) aus: »Nahe dem wortwendekreis«, Hain-Verlag, Rudolstadt 1997

Zugfahren nach Osten

Auf der leine neben dem alten gehöft
hängt mein zerrissenes leben
in windeseile

(1991) aus: »Nahe dem wortwendekreis«, Hain-Verlag, Rudolstadt 1997

Worte meine ersten lieben

So begann ich die sprache mit meiner spucke zu zersetzen darin lag der geschmack staubiger märchen und der schweiß der magdeburger zeitungsdrucker die druckten die *volksstimme* und hatten noch echte lettern aus blei sie konnten nichts für die macht der transparente die ich sah und dann sah ich das lächerliche im großen und ganzen und die schönheit im schaufenster von *pfund & gress* meinem Lieblingsladen schul und zeichenbedarf hier begann die heimat und ging die halberstädter chaussee hinunter auf der geraden seite und auf der ungeraden wieder herauf später wollte ich die sprache durch mich selbst ersetzen das musste misslingen die sprache ersetzte mich durch nichts ungesprochen blieben die nächte augenleer totenstumm das blanke entsetzen als ich das westdeutsche lernen musste als wär das meine zweite mutter natur verschwand der schweiß und bleigeruch soweit meine geschichte mehr nicht

(2005) aus: »Der zugang ist gelegt« ERATA, Leipzig 2008

Ich bin die göttin der leeren wände

Ich bin die göttin der leeren wände
Mein atem ist die dämmerung zwischen der zeit
In meinem schoß fallen die sätze zusammen
Und ein niemandsland ist mein kleid

Ich schütze das handwerk der trümmerfrauen
Die gestürzte steine in den händen dreh'n
Ich suche ihnen macht und mut zu hüten
Und bin der wind
in ihren phantasien

(1991) aus: »Nahe dem wortwendekreis«, Hain-Verlag, Rudolstadt 1997

Wieder herbst

... das hereinnehmen der stühle als gelte die nässe den
knochen im papier abgedrehte musik hinterlässt mein
schmerzendes bein und ein langsamer werdendes
mundwerk bald ist die luft zu hart für vergnügungsfahrten
nur gestrandete gehen jetzt noch nackt sie holen sich den
tod sie holen ihn in den tanzsaal zu erntedank wo an der
wand eine frau steht im stufenrock verblüht und eine
warteschleife im haar wer fordert sie auf wer küsst ihr die
scham wer vermisst den aufstand vor dem winter?

(2003) aus: »Der zugang ist gelegt«, ERATA, Leipzig 2008

Vor der unendlichkeit

Als ich die erste straße sah waren darin schon alle straßen in der ersten stadt schon alle städte in meiner mutters unterleib steckte der turm zu babel sie trug die zerbrochenen sprachen aus noch heute säumen die splitter meine wege die hellen die dunklen die verschlungenen wege den abstand weiß ich immer zu schätzen er beträgt einen meter siebenundzwanzig von mir zu dir darüber das gespräch hingespinnen verletzbar durchs gebirge durch die steppen zog aber nein wir sind nicht im kino wir sind nicht von gestern wir erinnern uns nur die straße nach norden nach osten nach westen und gefragt ist gefragt wie ist sie denn so wie ist sie denn die neue ach rufst du herüber sie ist wie ein schwarzer pullover passt überall dazu erst muss ich lachen dann erinnere ich mich diese straße so war sie das muss sie sein landschaft aufgestellt rechts und links blech hingespuckt dann kam die polizei sie holte das gelbe mädchen das im hof ein federkleid zum trocknen hinhängen wollte es war verboten aus allen fenstern fiel ein schrei und stieg in den stückweise ausgestanzten himmel ich hatte solche angst solche angst auf halber treppe dann schlief die polizei ein brüder zur sonne wir sind tausend schritte gegangen immer noch ist der abstand ein meter siebenundzwanzig das ist parallel das braucht eine unendlichkeit bis es sich berührt als hätten wir soviel zeit als kind da wollte ich zu zählen beginnen bis unendlich nun ist es zu spät wusstest du schon sagst du zu mir das versorgungsamt ist zurückgetreten es stand im spiegel von der straße ist es zurückgetreten ins hinterland hat eine baulücke hinterlassen sei still sei doch still wer trägt denn solche nachricht ich habe genug mit dem schatten zu tun er ist zu eng geknüpft und der blick vergittert und es brennt im schädel und nun liegt da auch noch so ein geschöpf auf der straße das ohr auf beton den arm in höhe der drehtür und es sagt zu den passanten gehen sie ruhig weiter ich sterbe ja nur berührt sie das haben sie noch platz auf ihrem persönlichen klageformular ist dieser winter womöglich symbolisch gemeint kann der frost den köln dom denn wirklich sprengen wird der abstand ganz allmählich geringer vielleicht auf einen meter sechsundzwanzig oder sechsundzwanzig ein halb oder sechsundzwanzig komma neun neun neun neun ... kurz ganz kurz vor der unendlichkeit

(2005) aus: »Der zugang ist gelegt«, ERATA, Leipzig 2008

Wenn der faden abreißt an dem alles hängt was stürzt ein

Ich war eine sklavin aber nicht in vorzeiten früheren leben sondern in diesem als kind

Was ich bin ist hergekommen aus den träumen aus liederlichen worten der
ohnmacht des kopfes und unerwartetem trost

Ich bin hergekommen aus schmutzigen mauern durch gelbe gebäude hinter gittern
hervor aus der gemeinschaft der irren die nichts verbochen haben außer sich selbst

Über zahllose schienen führte mein weg durch sumpfe und ängste vor bergab und
sturm über verfallende grenzen mit welchem stacheldraht der einst den himmel teilte
Was ich liebe trag ich überall hin

Eisenbahnen bin ich verwandt irrlichtern papierkörben in städten nachts unter
violetter schrift

Die bettler in köln und berlin-weh bezahle ich nachträglich für eine zeit als nichts so
nötig war wie die übereinstimmung von gefühl und geste

Natürlich liebe ich schreibwarenläden flieder und postämter altarkerzen
wörterbücher und stadtpläne kaffee morgens mittags zur nacht frauen meist immer
nur eine

Wo ich jetzt hingeh verstreue ich geschichten aus dreißig und einem jahr

In den westlichen städten die mir vorkommen wie dreizehn mal verpacktes konfekt
die decke des schweigens ist fleckenfrei wirklichkeit aufgemalt und käuflich sie
riecht wie ein deodorierter bildschirm Aber meister proper ich sage dir meine
vergangenheit kriegst du nicht blank

(1991) aus: »Nahe dem wortwendekreis«, Hain-Verlag, Rudolstadt 1997

Im land des schönen scheins

Im zahlenbergwerk werden
die schulden abgebaut
und die zähne werden
wenn es zeit ist begradigt

Der bebauungsplan liegt vor
für den tellerrand, mama sagt:
Aber die wiese bleibt draußen
Der rest verrauscht
unkenntlich
in der dichte des
mittagsverkehrs

Wir bestreiten die kosten
wir begnadigen das bier
steigen zu kopf auf
gewissensleitern
und da sitzen wir nun
wie zahlenkolonnen
auf einer rechnung
erwarten die bilanz

(2006) aus: »Der zugang ist gelegt«, ERATA, Leipzig 2008

Das ist eine Auswahl der Gedichte, die während der Tagung
im Foyer unter dem Thema »Lebensgefühle – Lyrik aus zwei Jahrzehnten«
ausgestellt waren.

Die Autorinnen

Irene Dölling

geb. 1942; Prof. Dr. sc. phil. i. R. Studium Philosophie und Bibliothekswissenschaft; 1970 Promotion, 1975 Dr. sc. phil. am Institut für Kulturtheorie und Ästhetik der Humboldt-Universität zu Berlin (HUB); 1985 Professur für Kulturtheorie an der HUB. Mitbegründerin des Zentrums interdisziplinäre Frauenforschung an der HUB 1989, Leiterin des ZiF von 1990 – 1992. Ab 1994 Professur für Frauenforschung/Soziologie der Geschlechterverhältnisse an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät an der Uni Potsdam. Arbeitsschwerpunkte: Sozialwissenschaftliche Analyse von Geschlechterverhältnissen, Transformationsprozesse in Ostdeutschland; Theorie moderner Gesellschaften.

Bärbel Klässner

Autorin; geb. 1960 in Magdeburg, lebte in Thüringen und seit 2004 in Essen; Studium der Psychologie in Jena; aktiv in der innerkirchlichen DDR-Frauen- und Lesbenbewegung, Herausgeberin der damals illegalen Zeitschrift »frau anders«; vor und nach 1989 verschiedene Tätigkeiten und Mitarbeit an Projekten; Veröffentlichung von Lyrikbänden; Stipendien für Literatur; u. a. von der Stiftung Kulturfonds Berlin, vom Land Thüringen und NRW, 2011 Stipendium (Stadtschreibung) in der Villa Rosenthal Jena.

Astrid Landero

1954 geboren in der Theaterstadt Meiningen, nach EOS Ausbildung als Archivarin, in den siebziger Jahren Studium in Moskau, anschließend im Zentralrat der FDJ mit internationaler Jugendarbeit beschäftigt, erste Kontakte mit feministischen Ideen in den 1980er Jahren, in den letzten DDR-Jahren als Redakteurin bei Jugendradio DT64, »Geburt« einer Frauensendung bei diesem Sender »lila« – ein Magazin nicht nur für Frauen und Mädchen, 1991 Geburt eines Sohnes, anschließend arbeitslos, ABM- Stellen, Mitarbeit in Berliner Frauenprojekten, wissenschaftliche Mitarbeiterin im Deutschen Bundestag, seit 2008 Geschäftsführerin des Frauenzentrums Paula Panke e.V., »nebenbei« publizistische Arbeiten, seit 2010 stolze Oma einer fantastischen Enkeltochter.

Ina Merkel

Studium der Kultur- und Theaterwissenschaft an der Humboldt-Universität zu Berlin, Promotion über Geschlechterverhältnisse in der DDR, Habilitation über Konsumkultur der DDR, seit 2000 Professorin für Europäische Ethnologie und Kulturwissenschaft an der Philipps-Universität Marburg, Forschungsschwerpunkt Kultur- und Filmgeschichte der DDR; Mitbegründerin des Unabhängigen Frauenverbandes.

Hildegard Maria Nickel

geb. 1948, ist Professorin für Soziologie an der Humboldt-Universität zu Berlin. Sie studierte Kulturwissenschaften und Soziologie an der HUB, 1977 Promotion, Habilitation (Dr. sc.) 1986 zur Geschlechtersozialisation; von 1977 – 1987 an der Akademie der Pädagogischen Wissenschaften der DDR, Abt. Bildungssoziologie, seit 1987 an der HUB, Institut für Soziologie; Dekanin des Fachbereichs Sozialwissenschaften der HUB von 1990 – 1993; Mitbegründerin des Zentrums für interdisziplinäre Frauenforschung an der HUB zu Berlin und dessen Leiterin von 1993 – 2002; Sprecherin der Sektion Frauenforschung der DGS von 1999 – 2002; Staatssekretärin a. D. für Wirtschaft, Arbeit und Frauen; von 2000 bis 2011 Sprecherin der Arbeitsgemeinschaft der Frauen- und Geschlechterforschungseinrichtungen an Berliner Hochschulen (afg); Arbeitsschwerpunkte: Soziologie der Geschlechterverhältnisse, Erwerbsarbeit von Frauen im Dienstleistungssektor, Transformation.

Eva Schäfer

geb. 1954 in Greifswald, Dr. phil., Sozial- und Literaturwissenschaftlerin, Studium der Slawistik/Germanistik an der Universität Rostock, Promotion zur Russischen Literatur, forschte in den 1980er Jahren zu Frauenbewegungen in der BRD, feministischen Theorien und zu Geschlechterverhältnissen in der DDR, ab 1989 war sie engagiert in der Frauen- und Lesbenbewegung in der DDR/Ostdeutschland, Mitbegründerin und Sprecherin des Unabhängigen Frauenverbandes, sie arbeitete und veröffentlichte zu feministischen Identitätsbildungen in der Frauen- und Lesbenbewegung der DDR/Ostdeutschland, zu Queer-Theory und zu Biographien ostdeutscher Frauen im Transformationsprozess, seit 2000 wissenschaftliche Referentin für Geschlechterverhältnisse in der Rosa-Luxemburg-Stiftung Berlin, Schwerpunkte u. a.: feministische Kapitalismuskritik, Prekarisierung, Queer-Theory und Transformationsprozesse Ostdeutschland.

Walfriede Schmitt

Jahrgang 1943, wuchs in einer Theaterfamilie auf. Studierte nach dem Abitur zunächst 2 Jahre Sinologie in Leipzig und Berlin. Nach dem Studium an der Hochschule für Schauspielkunst in Berlin folgten Engagements in Parchim, Halle, Meiningen und am Deutschen Theater Berlin. Über 20 Jahre gehörte sie zum Ensemble der Berliner Volksbühne. Sie arbeitete dort mit den Regisseuren Benno Besson, Karge/Langhoff, Heiner Müller, Fritz Marquardt, Frank Castorf, Schlingensiefel und Kresnik. Sie erhielt mehrere Darstellerpreise und den Kunstpreis der DDR. Parallel zu ihrem Theaterengagement stand sie auch immer wieder vor der Kamera und drehte Filme wie »Das Schilfrohr«, »Bahnwärter Thiel«, »Pauline Oswalds zweites Leben«, »Die Beunruhigung«, »Coming Out«. Zehn Jahre lang spielte sie die Oberschwester Klara in der TV-Serie »Für alle Fälle Stefanie«. Walfriede Schmitt war 1989 maßgeblich an der Gründung des Unabhängigen Frauenverbandes der DDR beteiligt. 2003 wurde sie für ihren Einsatz gegen Krieg und Gewalt mit dem Berliner Frauenpreis geehrt.

Christina Thürmer-Rohr

geb. 1936 in Arnswalde (heute Choszczno, Polen). Studium Philosophie und Psychologie in Freiburg i. Brsg. und Heidelberg. Dipl.-Psych., Dr. phil. Bis 1972 wissenschaftliche Assistentin am Psychologischen Institut und Assistenz-Professorin am Fachbereich Architektur und Stadtplanung der Technischen Universität Berlin. 1972 Professorin an der Pädagogischen Hochschule Berlin, seit 1980 am Fachbereich Erziehungswissenschaften an der Technischen Universität Berlin. 1976 Gründung des ersten Studienschwerpunkts »Frauenforschung«. Mitbegründung des Vereins »Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e.V.«, Köln, Mitglied des Trägervereins zur Förderung des Schutzes mißhandelter Frauen e.V., Berlin. Außeruniversitäre feministische und politische Bildungsarbeit. 1996 Gastprofessur an der Universität Fribourg/CH zur Politischen Theorie von Hannah Arendt. 2001 Gastprofessur an der Universität Salzburg/Österreich zur Gender-Forschung. 2004 Gründung des Vereins »Akazie 3«: Übungen im politischen und musikalischen Denken. Zahlreiche Veröffentlichungen zur Patriarchatskritik und politischen Theorie.